Der Proselyt.

Roman aus den letzten Regierungsjahren
Friedrich Wilhelm III.

Von

August Brass.

Erster Theil.

Berlin.
Verlag von M. Cohn & Comp.
1846.



Erstes Kapitel.

Worin der Leser einige interessante Bekanntschaften macht, welche ihm für die Folge sehr zu Statten kommen werden.

Eine Lohnkutsche ist unter allen Fuhrwerken, die jemals existirt haben, eine eigenthümliche Erscheinung. Von jenen Cabriolets an, in welchen die homerischen Helden ihre Wettkämpfe hielten, bis zu unsern Eisenbahn-Waggons erster Klasse steht sie isolirt da. Sie hat mit keiner bestimmten Gattung von Fuhrwerk irgend eines Jahrhunderts so viel gemein, daß man ihren Ursprung darauf zurückführen könnte, und dennoch wieder gerade so viel von jedem, um uns an die Leiden und Ungemächlichkeiten zu erinnern, die wir in Chaisen, Kutschen, Cabriolets, Droschken, Omnibus, und wie sonst die Namen aller verschiedenen Arten von

Wagen sein mögen, ausgestanden haben, denn von allen diesen hat die Lohnkutsche gerade nur das geborgt, was uns am wenigsten wünschenswerth erscheint. Wir haben von Leuten, die an die Seelenwanderung glaubten, die Meinung aussprechen hören, die Lohnkutschen seien die abgeschiedenen Seelen unbesoldeter Regierungs-Baucondukteure, die eine Art von Genugthuung darin fänden, die Chausseen so viel als möglich zu ruiniren; aber obgleich diese Ansicht allerdings viel Wahrscheinliches enthält, so verträgt sie sich doch so wenig mit den Dogmen der christlichen Religion, als daß wir derselben als Bekenner derselben Glauben schenken dürften. Einer anderen Ansicht zufolge, soll das mit Nägeln beschlagene Faß, in welchem der fabelhafte König, von dem die Geschichte nichts weiter meldet, als daß er drei Söhne gehabt habe (was übrigens nicht allein bei fabelhaften Majestäten der Fall ist), die böse Stiefmutter seiner lieben Frau mit sechs wilden Pferden so lange spazieren fahren ließ, bis sie jämmerlich umkam, nichts weiter als eine Lohnkutsche gewesen sein. Es ist indessen hier nicht der Ort, zu untersuchen, in wie weit diese Version die richtige sei, eben so wenig als die übrigen Meinungen über den Ursprung oder die Erfindung der Lohnkutschen im Allgemeinen anzuführen, obschon

das eine sehr interessante Abhandlung werden dürfte, sondern wir haben es hier nur mit einer einzigen Kutsche dieser Gattung zu thun, und das war die, welche an einem sonnigen Julitage auf der von Frankfurt nach Berlin führenden Chaussee hinrumpelte.

Es ist für jeden, der einigermaßen in Berlin und der Umgegend Bescheid weiß, eine Art von Unmöglichkeit, die beiden Begriffe sonnig und staubig von einander zu scheiden, und so ist es auch wohl kaum nöthig zu sagen, daß der Staub jene Kutsche und alles, was zu derselben gehörte, mit einer mehlartigen Kruste überzogen hatte, die dem schwarzen Leder des Wagens, den braunen Pferden, der rothen Nase des Kutschers eine höchst eintönige Farbe gegeben. Ja sogar bis in das Innere des Wagens hatte der Staub seinen Eingang gefunden, was übrigens nicht sehr schwer war, da die beiden Fenster geöffnet waren, und die Pferde so langsam liefen, daß die dichte Wolke, die schwerfällig den Wagen einhüllte, Zeit genug hatte, sich innerhalb desselben nach allen Richtungen hin mit der größten Genauigkeit zu verbreiten. Das that sie denn nun auch, und zwar zur größten Unbequemlichkeit der starken Dame im schwarzen Merino-Kleide auf dem Vordersitz, die einen großen Deckelkorb vor sich stehen hatte, aus welchem

Korbe sie zuweilen eine kleine Flasche von ziemlich verdächtigem Aussehn nahm, um mit der darin enthaltenen Flüssigkeit ihre Zunge zu befeuchten, etwas Limonadenpulver in Wasser, nichts weiter, wie sie versicherte, ein ganz unschuldiges Getränk, und am Besten dazu geeignet, diesen verzweifelten Staub von den Lippen zu spülen.

Dieser Umstand wird dem Leser bereits die Gewißheit verschafft haben, daß außer der genannten Dame sich noch andere Personen in dem Wagen befanden, an welche sie jene Versicherung richtete, indem es sonst für höchst überflüssig und unnütz zu erachten gewesen wäre, ein Selbstgespräch über einen Gegenstand zu führen, der wenigstens von ihrer Seite keine nähere Beleuchtung erforderte. Zunächst war es denn auch ein sehr dünner, langer Herr, so lang, daß er von Zeit zu Zeit mit dem Kopfe gegen die Decke des Wagens stieß, obschon er den Hut abgenommen hatte, an welchen jene Worte hauptsächlich gerichtet wurden, da er jedesmal, wenn die ihm gegenübersitzende Dame besagte kleine Flasche herausnahm, sein Gesicht zu einem sarkastischen Lächeln verzog, und dann eine gleichgültige Miene annahm, wie ein Freigeist, dem man eine Gespenstergeschichte erzählt. Es war augenscheinlich, daß er diese geheim-

nißvolle Mischung von Wasser und Limonadenpulver auch für ein Gespenst hielt. — Neben ihm, ebenfalls auf dem Rücksitz, saß ein etwas älterer, er mochte zwischen vierzig nnd fünfzig Jahre zählen, und auch mehr proportionirt gebauter Mann. Auch er hatte, wahrscheinlich der Hitze wegen, seine leichte Reisemütze abgenommen, und es schien ihm wenig daran gelegen, daß die heiße Mittagssonne, die in den Wagen hineinschien, seinen Teint zu verderben drohte. Nun wäre das übrigens nichts Leichtes gewesen, denn das war ein so ledergelbes Pergamentgesicht, ausgedörrt von der Luft und geröstet von der Sonne, und mit leichten Pockennarben übersät, daß es aussah wie ein großer Schiffszwieback, dem die Laune des Bäckers die Gestalt eines menschlichen Gesichtes gegeben. So treffend dieser Vergleich indessen auch sein mochte, so war derselbe doch nur gerade auf die Farbe des Gesichts anzuwenden, was wir hiermit sogleich berichtigen, falls man geneigt sein sollte, jenen Begriff noch weiter auszudehnen; es konnte vielmehr nicht leicht ein zweites, so ausdrucksvolles Gesicht gefunden werden, als dies war. Männliche Kraft und entschiedene Consequenz waren auf den starren mageren Zügen um so schärfer ausgeprägt, die hohe geistreiche Stirn verrieth Nachdenken, und die kleinen kohlschwarzen Augen

deuteten bei dem Ausdruck einer gewissen Schlauheit auf eine Leidenschaftlichkeit, die sonst auf diesem fast schroffen Antlitz nirgends zu entdecken war. Dieser Mann hatte sich, so gut es sein unbequemer Platz ihm möglich machte, in die Ecke gelehnt und schien zu schlafen; nur von Zeit zu Zeit öffnete er die Augen, einen trägen halbverstohlenen Blick auf seine Reisegefährten, oder auf die mit Nummern bezeichneten Steine zur Seite der Chaussee zu thun, um die Strecke zu ersehen, die der Wagen indessen zurückgelegt hatte. Und doch möchte Mancher gewesen sein, der an seiner Stelle nicht geschlafen hätte, und wenn er drei Tage und drei Nächte hintereinander gefahren wäre. Denn auf dem Vordersitze und ihm gegenüber, etwas zusammengedrängt zwar, denn die Dame im schwarzen Merino nahm einen nicht geringen Theil des Platzes in Anspruch, saßen zwei andere Damen, die eine etwa siebzehn Jahr alt, mit einem so hübschen, niedlichen Gesichtchen, wie es der liebe Gott allen Reisenden zum vis-à-vis bescheeren mag — ein wunderhübsches braunäugiges Gesichtchen, stillfreudig und unschuldlächelnd, daß sie in dem alten schmutzigblauen Futter des Wagens sich ausnahm wie ein schönes frommes Heiligenbild in einem Legendenbuche, mit grellrothem Kleide, sehr blauem Himmel und

petersiliengrüner Palmenlandschaft, worüber man beim ersten Anblick lachen muß; aber wenn man das Gesicht der Heiligen selbst ansieht mit der Glorie um das zum Himmel blickende Haupt, dann steht man und sieht, und mag sich nicht wegwenden von dem lieblichen Oval des Andacht glühenden Gesichtes, in das der Maler die Poesie der Religion hineingelegt, bei welchem der Glaube, dieser tiefkatholische, wunderüberzeugte Glaube die Stelle seiner ärmlichen Kunst vertreten hat.

Die andere, neben diesem Mädchen sitzende Dame mochte vielleicht sieben oder acht Jahre älter sein; auch sie war hübsch, recht hübsch, eine große, üppige Figur; aber ein Heiligenbild war's nicht, — nein, ganz gewiß nicht!

Dies war also die Gesellschaft innerhalb des Wagens, eine sehr wunderbare allerdings, wie man uns gern zugestehen wird, und wir wenden uns nun noch flüchtig und mit jener vornehmen Geringschätzung, die solchen Leuten gebührt, zu den Außenpassagieren. Da war zunächst ein kleiner, weiß und schwarz gefleckter Spitz, der auf dem Verdeck des Wagens klaffend und bellend unaufhörlich von einer Seite zur andern lief, wie ein alter hypochondrischer Herr, dem der Arzt Bewegung anempfohlen, und der auf dem

kleinen winkligen Hofe hinter seinem Hause auf- und niederrennt und mit jedem, der ihm auf Sprechweite nahe kommt, Zank und Streit anfängt. Dann war zweitens da der Kutscher, ein echter Lohnwagen-Kutscher im blauen Staubhemde und mit branntweinrother Nase, ein wahrer Teufelskerl von Kutscher, der einen Wagen umwerfen konnte, ehe man die Hand umdrehte, ein lustiger, fideler Kutscher, singend und komische Geschichten erzählend eine ganze lange Decembernacht durch, ohne nur einen Augenblick inne zu halten, ein spaßhafter Kutscher, der alle Hausmädchen in den Gasthöfen küßte und bei keinem reisenden Handwerksburschen vorüberfuhr, ohne demselben einen Hieb mit der Peitsche zu geben, ein wahres Juwel von einem Kutscher! Er saß auf einem kleinen Sitz, der auf der Deichsel selbst angebracht war, sehr niedrig und sehr hart, ein Anderer würde es nicht eine Viertelstunde ausgehalten haben, aber ihn kümmerte das wenig, er war daran gewöhnt und nur zufrieden, daß er noch die beiden Handelsjuden hatte mitnehmen können, die vorn auf dem Bock, seinem sonstigen Throne, saßen und sich auch ziemlich kümmerlich mit dem Platz behelfen mußten, da sie noch einen kleinen Knaben zwischen sich sitzen hatten, der,

seiner Gesichtsbildung nach zu schließen, ebenfalls zu ihnen gehörte.

Dies also war die Ladung der Lohnkutsche, und man kann glauben, daß die beiden Pferde tüchtig zu schleppen hatten, obgleich es ein Paar großer, starkknochiger Thiere waren, denn zu diesen Passagieren kam noch eine Menge von Gepäck in Koffern, Kisten und Schachteln hochaufgestapelt und mit vielen Stricken festgebunden. Die Thiere schritten jedoch rüstiger vorwärts, als man hätte glauben sollen; aber der Weg mochte ihnen bekannt genug sein, um zu wissen, daß sie bald das Ziel ihrer diesmaligen Reise erreicht haben und behaglich im Stalle ausruhen würden.

Es war in der That so. Der Wagen hatte bereits das letzte Dorf passirt, die traurige Oede der Chaussee aufgehört, und eine rege Lebendigkeit war an die Stelle derselben getreten. Da kamen leere Gemüsewagen, mit kleinen lustig trottirenden Pferdchen; Milchkarren, auf denen dicke Weiber saßen, von Hunden gezogen, denen die Zunge lechzend zum Halse heraushing, arme, geplagte Thiere, ein elend jämmerlich Dasein hinschleppend, und dann doch denen, die ihnen das Futter reichten — einzig und allein um sie für dies elende Dasein zu erhalten, nicht etwa aus Liebe oder Mitleid, Gott bewahre — die Hand leckend mit hün-

discher Dankbarkeit, ein treues Bild so manches Menschen, der es für eine Wohlthat hält, daß ihm seine Unterdrücker das Leben gönnen, damit er für sie arbeite; — da kamen elegante Equipagen, in denen vornehme Herrschaften nach ihren Sommerwohnungen fuhren, Bettelkinder daneben laufend und mit kreischender Stimme um ein Almosen bittend; sehr große Wagen mit einer langen Reihe von Bänken, für eine ungeheure Zahl von Personen eingerichtet und doch bis zum Erdrücken gefüllt mit einer lustigen Gesellschaft, die eine Landparthie machte; da kamen Handwerksburschen, auf den rüstigen Schultern das hochbepackte Felleisen, das von Stadt zu Stadt immer leerer werden sollte; Scheerenschleifer und Kesselflicker, die auf das nächste Dorf hinauswanderten; Verbrecher, an Fuß und Hand mit Ketten geschlossen und von Gensd'armen eskortirt, Männer, die alt und grau geworden waren in Sünde und Verbrechen, Andere, die noch jung, aber Jenen doch schon gleich an Verstocktheit und Härte des Herzens; mit einem Worte, es war das Lärmen und Toben einer großen Stadt, der sie sich näherten. — Und des Chaussee-Einnehmers Tochter, die aus dem kleinen Schiebfensterchen hervorguckte, als der Wagen vor dem Hause anhielt, hatte ein Kleid an nach der neuesten Mode, mit einer

gestickten Pellerine, und die Locken hingen ihr recht vornehm und großstädtisch um das niedliche neugierige Gesichtchen, mit welchem sie die Fremden ansah. — Es war Berlin, das große, vornehme, gottesfürchtige Berlin; — und der Kirchthurm zu St. Marien, den man über das Häusermeer hervorragen sah, schien sich gerade dicht an das Thor hingestellt zu haben, um zu den Reisenden zu sagen: „da bin ich, und Ihr thätet am besten, nur gleich in die Kirche hineinzugehen, denn Ihr kommt in eine fromme Stadt, wo nur gute und brave Leute wohnen, und da sollt Ihr erst erleben, was Beten und Singen eigentlich besagen will."

Vielleicht war es dies, oder doch etwas Aehnliches, was der Mann auf dem Rücksitz des Wagens, nicht der lange Herr, sondern der Andere fühlen mochte, als er sich umwendete und den Kirchthurm erblickte; denn er, welcher während der ganzen Reise, seitdem sie am vergangenen Abend in den Wagen gestiegen waren, kaum ein Wort gesprochen hatte, wendete sich an seine Reisegesellschaft mit der Frage, wie diese Kirche heiße und für welche Confession sie bestimmt sei.

„Es ist dies die Marienkirche, und wird die reine evangelische Lehre d'rein gepredigt;" nahm die Dame

im schwarzen Merino sehr eifrig das Wort, denn sie hatte schon mehrmals, wiewohl vergeblich, versucht, mit dem Fremden ein Gespräch anzuknüpfen, und wollte daher diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ihre statistischen Kenntnisse zu entwickeln; „ich sage die reine evangelische Lehre, denn wir in Berlin sein mehrstentheils alle Evangelisten und die Sultanskirchen gegenwärtig ganz abgekommen.“

„Sie wollten sagen Simultankirchen meine Liebe,“ bemerkte der lange Herr im Tone eines Mannes von sehr tiefer Bildung.

„Simultan oder Sultan, das ist alles eins; — es sind doch beides Heiden,“ fuhr die Dame jedoch mit einiger Hartnäckigkeit fort, wie Jemand, der zu gut unterrichtet ist, um sich durch den ersten besten Einwand über den Haufen werfen zu lassen; „ich will mit keinem von Beiden etwas zu thun haben.“

„Es sind also nur wenig Katholiken in Berlin?“ fragte der Fremde wieder.

„Sehr wenig, mein Herr — sehr wenig — kaum davon zu reden;“ nahm der lange Herr nun seinerseits das Wort. „Preußen ist ein protestantischer Staat und Berlin eine protestantische Stadt, und wir sind stolz darauf. — Ja, mein Herr,“ fügte er hinzu, während er die Cigarre aus dem Munde

nahm und sich einen fürchterlichen Schlag gegen die Brust gab; — „ja, mein Herr, so sind wir Berliner. — Da stehn wir, wie unser großer Luther gesagt hat, da stehn wir und können nicht weiter, Gott helfe uns, Amen!"

Der Fremde, an welchen diese entschiedene Demonstration gerichtet war, erwiederte indessen kein Wort darauf, und wenn der Ausdruck seines Gesichtes sich überhaupt änderte, so drückte dasselbe eher Spott und Geringschätzung aus. — Der Sprecher dagegen, im Gefühl der Gewißheit, jeden etwaigen Einwand seines Gegners gleich von vorn herein zu Boden geschlagen zu haben, fuhr fort, die kirchlichen, Zustände Berlins mit vieler Umständlichkeit zu besprechen. Seinem Zuhörer schien dies Thema indessen wenig zuzusagen; denn nachdem er mit gleichgültiger Miene eine geraume Zeit geduldig und in der Hoffnung zugehört hatte, der Andere werde endlich den Gegenstand erschöpfen, unterbrach er denselben mit der Bemerkung, daß er, der lange Herr, eine sehr genaue und umfassende Kenntniß von Berlin und dessen Bewohnern haben müsse.

„Ob ich in Berlin bekannt bin?" entgegnete der lange Herr mit Geringschätzung die Achseln zuckend, wie Jemand der sich darüber wundert, daß man nur

überhaupt noch solch eine Frage an ihn richtet. „Ob ich bekannt bin! — Es kann nicht leicht einen jungen Mann in meinem Alter geben, der bekannter in Berlin ist, als ich. Da ist zuerst das Geschäft, das mich mit sehr vielen Leuten in Berührung bringt — ich mache in allen Arten von Rauch- und Schnupftaback und Cigarren; vielleicht darf ich ihnen einen Preiscourant überreichen. — Sie können nirgends billiger und reeller bedient werden als bei uns; — bitte, nehmen Sie — bei 25 Stück bewilligen wir Ihnen Kistenpreis — also sehen Sie, erst ist es das Geschäft, das uns viele Bekanntschaften machen läßt, und zweitens" — seine Stimme sank bei diesen Worten zu einem so vertraulichen Flüstertone herab, daß ein sehr tauber Mensch es wahrscheinlich nicht gehört haben würde; so aber hörten es Alle — „zweitens, ich muß es Ihnen offen bekennen mein Herr, zweitens bin ich etwas von einem Libertin, ein leichtsinniger Bursche, sehr leichtsinnig. Es giebt in ganz Berlin keinen zweiten, wie ich. Na sehen Sie, und da lernt man Alles kennen und wird dabei bekannt."

Nach diesem vertraulichen Geständniß blinzelte der lange Handlungsdiener die ihm gegenübersitzenden Damen verstohlen an, um zu sehen, welchen Eindruck die Nachricht auf dieselben gemacht hätte, daß sie

einem solchen Roué gegenüber säßen, einer Art von liebenswürdigen Ungeheuer, das man lieben mußte, obgleich man es hätte hassen sollen. Die Dame in schwarzem Merino aber, und sie war eigentlich gar nicht angeblinzelt worden, schien indessen jenes Geständniß nur von einer streng moralischen Seite aufgefaßt zu haben, denn zu nicht geringem Aerger des jungen Mannes sagte sie mit einem Seufzer:

„Ja, ja, es ist jetzt ein groß Malheur mit die jungen Leute. — Mein seliger Mann war gerade so, wie Sie da von sich erzählen. Das ging aus einem Schnapsladen 'raus in den andern 'rein, bis er so betrunken war, daß sie ihn in eine Droschke nach Hause fahren lassen mußten, denn er war auch so bekannt wie Sie, und er mochte sein wo er wollte, so war doch immer einer oder zwei, die sagten: „Ach, da ist Lüdicke aus die Rosenquergasse, der kann auch wieder nicht auf die Füße stehn; wir wollen ihn nach Haus bringen, seine Frau wird ihm schwarzen Kaffee kochen; — sie ist eine gute Frau, er verdiente solch eine Frau eigentlich gar nicht! — Und so ging das einen Tag wie alle Tage; ach ja, ich habe meine liebe Noth mit ihm gehabt."

Der junge Mann hatte indessen seine Unzufriedenheit mit dem Inhalt dieser Rede durch mehrfaches

Räuspern an den Tag gelegt und erklärte nun mit einer unendlichen Geringschätzung in Stimme und Worten, daß es höchst seltsam und lächerlich sei, ihn mit einem Branntweintrinker vergleichen zu wollen; er sei ein junger Mann von noblen Sitten und sein Leichtsinn könne daher auch nur eine noble Richtung nehmen. Es wäre freilich schlimm wenn gewisse Leute, er wolle Niemanden nennen und bezeichnen, aber er meine nur so — wenn solche Leute sich nicht aus dem Schlamme ihrer Niedrigkeit erheben könnten und nichts von dem ungeheuren Abstand wüßten, der die verschiedenen Klassen der Gesellschaft von einander scheidet, u. s. w. — Aber ungeachtet seiner Versicherung, daß er mit diesen Worten nur ein allgemeines Prinzip, einen Begriff bekämpfe und keine bestimmte Person meine, so fühlte sich doch die Dame im schwarzen Merino, die Wittwe des Herrn Lüdicke aus der Rosenquergasse dadurch getroffen, und da sie durchaus nicht daran gewöhnt war, dergleichen Sticheleien ruhig zu dulden, so wurde sie, was man im gemeinen Leben ausfallend nennt, so daß es wahrscheinlich zwischen den beiden Partheien zu einer sehr unangenehmen Debatte gekommen wäre, wenn nicht in diesem Augenblick der Wagen bei einem Hause vorübergefahren, einer Art von Tabagie oder Kaffee-

haus, wie ein großes Schild über dem Eingang besagte, vor dessen Thür eine sehr dicke Frau stand, die sich mit der Dame im Wagen sehr herzlich begrüßte, und ihr einige Worte des Willkommens zurief, die mit der gleichen Herzlichkeit erwiedert wurden, so daß man daraus schließen konnte, die beiden Damen müßten in den freundschaftlichsten Verhältnissen zu einander stehen. Und so war es denn auch, wie man aus der nachfolgenden Erörterung der Reisenden vernahm, die glücklich dadurch auf ein anderes Thema gebracht wurde, und ihren Zuhörern eine sehr lange Geschichte erzählte, aus welcher wir nur die Hauptumstände hervorheben, daß die Wittwe Lüdicke das Geschäft einer Krankenwärterin und Wickelfrau betrieb und eine sehr genaue Freundin jener starken Dame, der Madame Brennicke war, der das Kaffeehaus gehörte, vor dessen Thür der Wagen vorübergefahren. Da sie in ihrer Amtseigenschaft allen kleinen Brennickens bei ihrem Eintritt in's Leben die ersten Liebesdienste erwiesen, war sie auch im Stande, die allergenausten genealogischen Notizen über die Mitglieder dieser interessanten Familie zu geben, von der ältesten Tochter an, die den Maler mit dem großen Backenbart geheirathet, welcher nachher beim Baden im Rummels-

burger See ertrank, bis zu dem jüngsten Sohne, der in seinem siebenten Jahre an den Masern starb.

Während dieses Selbstgespräches, denn wir müssen es leider bekennen, daß Niemand von ihren Reisegefährten dieser interressanten Erzählung auch nur die geringste Aufmerksamkeit schenkte, hatte der Wagen das Thor erreicht und rumpelte auf dem holprigen Pflaster die Frankfurterstraße entlang.

Es ist eine recht traurige Gegend da die Frankfurter Linden und wenig geeignet, auf den Fremden, der Berlin zum ersten Male besucht, einen günstigen Eindruck hervorzubringen. Die Straßen sind so breit, als wären sie ganz expreß für eine große Menschenmenge eingerichtet, für den Verkehr von vielen Tausenden, die sich durch einander drängen und stoßen müßten, aber statt dessen ist kaum ein einzelner Fußgänger in der ganzen Ausdehnung derselben zu sehn und es herrscht ringsumher ein so trübseliges, dumpfes Schweigen, daß man auf den Gedanken kommen möchte, Pest und Tod sei über diese großen Häuser gekommen und habe die Bewohner derselben im Schlafe erstickt.

So fuhren sie die lange langweilige Straße entlang, dann in eben so langweilige Gassen einbiegend, von wo aus der Blick über Gartenmauern weg

auf ein weites, häuserleeres Feld hinschweifte, bis endlich die Gegend allmälig lauter und belebter wurde, und die Residenz mit ihrem geräuschvollen Treiben immer näher kam, und sie sich endlich inmitten derselben befanden, sie wußten selbst nicht, wie sie da hereingekommen; — aber es war Berlin.

„Halloh! Halloh! — Da sind wir, Friedrich, mein Junge!" rief der Kutscher, die Pferde vor einem Gasthofe in der Klosterstraße anhaltend, dem Hausknechte zu — wir können uns nicht besinnen, jemals einen Hausknecht gesehn zu haben, der nicht Friedrich geheißen hätte — „da sind wir! Scharf gefahren, nicht wahr? Trotz der Hitze. Da nimm die Leine und spann aus und hilf abpacken, und dann bring mir einen Trunk Bier heraus, oder besser, du bringst mir das Bier gleich, ich habe Durst, als ob ich eines Salzfaktors Köchin zur Liebsten hätte."

Der Hausknecht entsprach dem billigen Verlangen seines durstigen Freundes in doppelter Weise dadurch, daß er, während er die Pferde absträngte, einem daneben stehenden Jungen den Auftrag gab, das Bier herauszubringen. Der Kutscher war inzwischen herabgestiegen und hatte den Schlag des Wagens geöffnet. Die beiden Herren stiegen zuerst heraus und dann folgten die Damen; zunächst die im

2*

schwarzen Merino. Da diese durch den erwähnten großen Handkorb sehr belästigt war, rief sie dem Kutscher zu, er möge ihr helfen und die Sachen in Empfang nehmen, worauf sie außer jenem Korbe noch eine sehr große Anzahl von Schachteln jeder Größe unter dem Sitz hervorlangte, und endlich selbst, während sie den Kutscher unaufhörlich darauf aufmerksam machte, sehr sorgsam mit den Sachen umzugehn und ja nichts zu verlieren, sehr mühselig den hohen und steilen Tritt herabkletterte. Der lange Herr schien indessen gar nicht zu bemerken, wie sehr die Dame seiner hülfreichen Dienste bedurfte, sondern war sehr eifrig damit beschäftigt, in seiner Reisetasche nach irgend einem unbestimmten Etwas zu suchen, welches er gerade erst in dem Augenblick fand, in welchem der andere Herr hinzutrat, der Frau beim Aussteigen behülflich zu sein. Wahrscheinlich um seinen Fehler wieder gut zu machen, drängte er sich, als die beiden anderen Damen aussteigen wollten, nun auch heran; aber sein Reisegefährte dehnte seine Galanterie auch auf diese aus, so daß für ihn keine Gelegenheit blieb, von seiner guten Lebensart eine Probe abzulegen.

Als die jüngste dieser beiden Damen dem Fremden mit freundlich dankendem Lächeln die Hand bot

und sie sich auf seinen Arm stützte, nahmen die Züge desselben, die bisher nur eine kalte Gleichgültigkeit gezeigt hatten, einen Ausdruck von Ueberraschung und Staunen an. Seine Blicke richteten sich auf ein kleines goldenes, sehr fein gearbeitetes Kreuz oder vielmehr Kruzifix, welches sie als Halsschmuck trug, bisher aber durch ein Tuch verhüllt gewesen war, das sich bei der Bewegung des Aussteigens verschoben hatte.

„Ah," sagte er überrascht, jedoch nicht so laut, daß es noch Jemand gehört hätte; „Sie sind Katholikin?"

„Ja wohl mein Herr;" versetzte sie unter dem forschenden Blicke des fremden Mannes erröthend.

„Ich wußte es nicht; — ich glaubte mich nur unter diesen abtrünnigen Ketzern zu befinden;" fuhr er fort, ohne ihren Arm loszulassen, obgleich sie bereits sicher auf der Erde stand; „es war auch deswegen, daß ich so wenig mit Ihnen gesprochen habe."

Das junge Mädchen sah den Sprecher, verwundert über diese seltsame Rede, mit den großen klaren Augen forschend an. Sie gingen beide die wenigen Schritte bis zur Thür des Gasthofes, und der Mann hatte ihren Arm noch immer nicht losgelassen.

„Werden Sie hier in Berlin bleiben? — Haben Sie Verwandte hier?“ fragte er nach einer Pause, als wenn ihm plötzlich ein Gedanke gekommen wäre.

„Wir sind arme Mädchen und es ist Niemand hier, der uns kennt;“ entgegnete sie nicht ohne einige Aengstlichkeit sich von ihm losmachend. — „Allerdings ist es möglich, daß wir einige Wochen, vielleicht Monate hier bleiben, wenn das Geschäft geht.“

„Das Geschäft? — Welches?“

„Mein Gott, meine Base hat es ja dem andern Herrn in ihrer Gegenwart deutlich erzählt, und er hat versprochen, uns ein Kaffeehaus zu empfehlen, wo gute Gesellschaft hinkommt. — Wir sind böhmische Mädchen, welche die Harfe spielen, mein Herr.“

„Ah so — nun es ist gleich. — Hier, mein Kind, nehmen Sie diese Karte; es steht darauf, wo Sie mich finden können, wenn es Ihnen darum zu thun sein sollte, bei einem Glaubensgenossen mächtigeren und kräftigeren Schutz zu finden, als ihn jener Laffe Euch gewähren kann. — Nehmen Sie, nehmen Sie!“

Er schob die Karte dem erstaunten, zögerndem Mädchen fast mit Gewalt in die Hand, faßte grüßend flüchtig an seine Reisemütze und rief einer leer vorüberfahrenden Droschke zu, still zu halten. Ein nicht allzugroßer Reisekoffer wurde von dem Lohnwagen

in den Fiacker hineingehoben, dann folgte der Fremde selbst, ohne seine ehemalige Reisegesellschaft noch weiter eines Wortes oder Grußes zu würdigen.

„Ich will nicht Ulysses heißen;“ sagte der lange Handlungsdiener, der die Hände in die Taschen seiner weiten Pumphose gesteckt, dem Abfahrenden mit offenem Munde nachstarrte; — „ich will nicht Ulysses heißen, oder abgekürzt Uly, wie die kleine Marie mich nennt, nein, ich will einen ganz ordinairen Namen führen, wie August, Theodor, Karl oder noch anders, wahrhaftig das will ich, wenn das nicht der arroganteste, aufgeblasenste, stolzeste, hochnasigste, eingebildeste Mensch ist, dem ich jemals meinen Preiscourant angeboten. Thut er nicht grade, wie Einer der nach dem Laden kommt und fragt, wie theuer die besten Havannahs sind, und läßt sich zeigen und Kisten aufmachen, und nachher kauft er ein halb Dutzend für drei Silbergroschen. — Aber warte Patron — ich will Dir zeigen!“

Mit dieser höchst unbestimmten Drohung, welche eben so gut die blutgierigsten Absichten als die humansten Gesinnungen in sich tragen konnte, wendete sich der Namensbruder des homerischen Helden auf dem Absatz um und zu seinen schönen Reisegefährtinnen zurück. Auch hier wurden seine Erwartungen in-

dessen nur unvollständig befriedigt, denn die Wittwe im schwarzen Merino war die einzige, die noch bei dem Wagen stand und mit ängstlicher Spannung dem dem Kutscher zusah, der ein großes Packet in Wachsleinwand von den Stricken löste, welche dasselbe hielten, und es der Besitzerin einhändigte, die sich sogleich an die allergenaueste Untersuchung machte, ob gewisse geheimnißvolle Schleifen und Knoten, die sie sich als Merkzeichen gemacht, noch unverletzt seien und sie sich somit überzeugt halten könnte, daß sie von keines Sterblichen Hand jemals geöffnet worden wären. Nachdem sie zu ihrer großen Beruhigung Alles in Ordnung gefunden, ließ auch sie eine Droschke kommen, als die leichteste Art und Weise mit ihrem zahlreichen Gepäck ihre Wohnung zu erreichen, und die kleine Gesellschaft, die sich vorher auf einem so beschränkten Raum zusammengefunden hatte, war jetzt in wenigen Minuten nach allen Richtungen hin zerstreut, um sich vielleicht nie wieder zusammen zu finden.

Zweites Kapitel.

Einige Nachrichten über die häuslichen Verhältnisse der Wittwe und ihre Bekanntschaften, so wie eine merkwürdige Episode aus ihrer Lebensgeschichte.

Die Wittwe Lüdicke bewohnte ein schmales, mageres, abgehungertes Haus auf dem Marienkirchhof. Dicht an der Eingangsthür war auf einem schmutzigen, halbverwischten Blechschilde der Name dieser Dame und der Stand derselben „geprüfte Krankenwärterin und Wickelfrau" zu lesen. Neben diesem Schilde, jedoch in so angemessener Entfernung von der Erde, daß er für eine etwas kleine Person nur mit großen Schwierigkeiten erreichbar wurde, befand sich ein abgenutzter Klingelgriff, — eine weise Vorsichtsmaßregel, um zu verhindern, daß die in der Nachbarschaft wohnenden, oder aus der Schule zurückkehrenden Jungen Gelegenheit fänden, ihre musikalischen Bestrebungen auf Kosten der Ruhe unserer Freundin nachzugehen; obschon diese Dame es allerdings nicht verhindern konnte, daß ein paar solcher Waghälse, der Eine auf die Schultern des Andern steigend, zuweilen einen großen Bratenknochen an den besagten Klingelgriff fest banden, und des Schlächters große Dogge auf den Leckerbissen aufmerksam machten, so

daß der emporspringende und nach dem Knochen schnappende Hund die Klingel so lange in Bewegung setzte, bis es ihm gelungen, sich seiner Beute zu bemächtigen. Da ein solches Verfahren indessen immer einige Zeit erforderte, gelang es der Wittwe sehr häufig, und dies gereichte ihr zu großem Troste, einen Topf mit Wasser oder einer sonstigen Flüssigkeit über die solche gymnastische Uebungen treibende Jugend auszuleeren, obschon sie mit großer Vorsicht dabei zu Werke gehen mußte, denn sie hatte einmal den Mann einer ihrer Freundinnen, einen sehr kleinen Mann allerdings, bei seinen vergeblichen Versuchen die Klingel zu erhaschen, auf jene angedeutete Weise bewillkommnet, da sie ihn für einen der nachbarschaftlichen Ruhestörer gehalten hatte, und dieser Irrthum war noch um so leichter verzeihlich, als die Wittwe im vierten Stockwerk wohnte, und wenn sie das schmale Fenster öffnete, dessen Sims unter der Last eines großen Blumenbrettes zu zerbrechen drohte, so erschienen ihr die unten vorüber wandelnden Menschen allerdings in sehr verkleinertem Maaßstabe.

Da wir indessen nun einmal gesonnen sind, uns auf eine kurze Zeit auch im Innern der Wohnung der Wittwe umzusehen, so können wir, da wir gerade von dem Fenster sprechen, auch unseren Weg durch

dasselbe nehmen, eine Communicationsmethode, die zwar für gewöhnlich nur von Spitzbuben, verliebten Rittern und Maurergesellen ausgeübt wird, dafür aber das Angenehme hat, uns die drei schrecklichen Treppen zu ersparen, die bei jedem Schritt knarren und schreien würden, als wollten sie unter uns zusammenbrechen. Bei diesem luftigen Eintritt ist uns das schon erwähnte Blumenbrett eine Art von Anhaltspunkt, um so mehr, da dasselbe nicht wie man vermuthen sollte mit Topfgewächsen, sondern mit sehr vielen grünen Bierflaschen besetzt ist, alle mit einer klaren Flüssigkeit gefüllt, sehr sorgfältig zugestöpselt und die Korke mit Stückchen von einer Schweinsblase überbunden. Die Wittwe besaß nämlich neben ihrer Ausbildung als Krankenwärterin noch sehr viele und tiefe Kenntnisse in der Heilwissenschaft selbst, ja sie übte dieselbe sogar zuweilen aus, natürlich so weit sich dies mit den Polizeigesetzen vertrug, und zwar zwar jederzeit mit dem günstigsten Erfolge. Ihr Princip war war einfach und hatte sich durch die Erfahrung bewährt; ausgeübt von einem Manne wie Prießnitz würde es das größte Aufsehn erregt haben. Auch sie wendete nur eine einzige Arznei an, die bei allen ihren Kuren zur Basis diente, auch Wasser, aber kein Brunnenwasser, sondern gebranntes Wasser. — In

diesem gebranntem Wasser entwickelte sie indessen eine bedeutend größere Mannichfaltigkeit, als dieselbe sonst bei den übrigen Hydropathen vorkommt. Sie unterschied dieses Wasser zunächst in einfaches und doppeltes, von denen das Letztere natürlich bei verzweifelteren Kuren in Anwendung gebracht wurde. Diese beiden Sorten waren aber durch allerlei Zusätze, wie dies etwa bei den künstlichen Mineralwassern der Fall ist, zu ihrer Anwendung geschickter gemacht worden, nur waren diese zugesetzten Stoffe nicht aus dem Mineralreich, sondern vielmehr aus dem Pflanzen-, ja selbst aus dem Thiereich genommen. Da gab es Ameisenspiritus, in der Pharmacopoe der Wittwe „Mierenspiritus" genannt, Seifenspiritus, und andere Sorten zum äußerlichen Gebrauch; während die zur innerlichen Anwendung bestimmten, mit Kräutern, wie Wermuth, Ysop u. s. w. versetzt, ebenfalls ganz eigenthümliche Namen von der Heilkünstlerin erhalten hatten, die auf den Etiquetts der einzelnen Flaschen mit sehr großen Fracturbuchstaben geschrieben waren. Und das waren keine von Euren sinnverwirrenden, zungenzerbrechenden, lateinischen Brocken, sondern gutes, ehrliches, rechtschaffenes Deutsch, sehr Deutsch, denn da gab es: „Rachenputzer, Magenfeger, Arme-Sünder Tropfen, Hol'ihnderteufel-Essenz" und noch vieles An-

dere, Alles in Fläschen von derselben Größe und auf dem Blumenbrett stehend, um in dem Sonnenschein zu destilliren, denn dies war der einzige Apparat, den sie zur Fabrikation ihrer Medikamente nöthig hatte.

Der Leser, der vielleicht bisher mit größerer Leichtfertigkeit, als ein so ausgezeichneter Charakter verdient, über das hinweggegangen ist, was wir über die Person der Wittwe Lüdicke zu sagen die Ehre hatten, wird indessen hieraus ersehen haben, daß dieser Dame wirklich das Interesse gebührt, welches wir für sie zu erwecken bemüht gewesen sind, und da bei merkwürdigen Personen auch die geringfügigsten Details interessant sind — wie man dies täglich in den Zeitungen sehen kann, die ihre Leser mit der Aufzählung dessen unterhalten, was diese und jene höchste und allerhöchste Person gegessen und getrunken, und ob es der Finanzminister oder der Regierungspräsident gewesen, dem die Hühneraugen schmerzten, so dürfen wir denn auch die Mittheilung nicht vernachlässigen, daß die Wittwe Lüdicke nach ihrer Ankunft in ihrer Wohnung ihre Toilette geändert hatte, und in einem kattunenen Hausrock bei ihrer Mittagsmahlzeit saß, die aus grünen Bohnen, Brechbohnen, keine Schneidebohnen, mit Hammelfleisch bestand. — Sie befand sich indessen nicht allein, sondern wurde in ihrer Beschäftigung treu-

lich noch durch eine zweite Person unterstützt, die ihr gegenüber an der anderen Seite des kleinen Tisches saß, auf welchem eine noch kleinere, schmutzige Serviette lag, die statt eines Tafeltuches diente.

Diese andere Person war ein weibliches Wesen, etwa von demselben Alter wie die Wittwe, und wir schalten hier die Notiz ein, daß Letztere sich hoch in den Fünfzigern befand, doch sah Jene etwas älter aus, da ihr durchaus jener Embonpoint mangelte, der ihre Freundin so vortheilhaft auszeichnete. Sie war im Gegentheil sehr mager, sehr lang und sehr häßlich. Man konnte dem vollen, wohlgenährten Gesichte der Wittwe eine gewisse Gutmüthigkeit nicht absprechen, aber die grundhäßlichen Züge ihrer Freundin verriethen Bosheit und Heimtücke. Ihr Name war Rübe; in der That eine alte, runzlige und schimmlige Rübe, aus der Ecke eines Kellers hervorgezogen, wo sie überwintert, eingeschrumpft und welk und zu nichts mehr gut, als auf einen Müllhaufen geworfen zu werden. In den Polizeibüchern wurde sie „die unverehlichte Susanna Rübe" genannt, und unter uns gesagt, ihr Name kam oft genug darin vor; die Nachbarn nannten sie hinter ihrem Rücken die alte Suse, in ihrer Gegenwart aber Mamsell Suse oder auch wohl gar Fräulein. Sie war ein merkwürdiges, ge-

heimnißvolles Exemplar von einer alten Jungfer, denn daß sie ihren jungfräulichen Stand bewahrt hatte, wird man aus dem Gesagten ersehen haben. Niemand wußte zu sagen, woher sie eigentlich gebürtig, wer ihre Eltern gewesen seien, ob sie überhaupt dergleichen gehabt, wovon sie lebte, Alles war ein undurchdringliches Geheimniß. Sie ging gewöhnlich sehr ärmlich und schmutzig gekleidet, und dennoch existirte ein Gerücht, Niemand wußte, woher es entstanden und ob es wirklich einen Grund habe, ein Gerücht von einem braunseidenen Kleide, das in dem großen Koffer in der Ecke ihrer Stube eingeschlossen sein sollte; aber genauere Auskunft konnte Niemand darüber geben. Das Einzige, worüber man einige Gewißheit hatte, war der Umstand, daß sie sich mit fürchterlichen, geheimnißvollen Dingen, wie Wahrsagen aus den Karten oder Eigelb u. s. w. beschäftigte, und es war durchaus nichts Seltenes, eine tief in Schleier und Mantel verhüllte Dame gegen Abend in ihre Wohnung schlüpfen zu sehen. Einige behaupteten daher auch, daß sie im geheimen Besitz großer Schätze sei, die sie sich durch ihre geheimnißvolle Kunst erworben; Andere waren dagegen der Meinung, daß sie durchaus keine Bezahlung für ihre Dienstleistungen nähme, Alle aber kamen darin überein, daß sie in der That

mit bösen Geister im vertraulichen Umgange stände, und ihr schwarzer Kater mit dem blutrothen Bandstreifen um den Hals, war ein Gegenstand allgemeiner Furcht, da seine Abstammung von irgend einer höllischen Bestie vollständig erwiesen war. —

Die Wittwe hatte indessen den ersten Anforderungen ihres bellenden Magens Genüge geleistet, und stocherte spielend mit der Gabel auf dem Teller umher, sich bequem in die Ecke des zerrissenen Sopha zurücklehnend, auf welchem sie mit ihrer Freundin saß, und bald ein Stückchen Fleisch, bald etwas Gemüse mit jener angenehmen Gemächlichkeit zum Munde führend, in welche uns das erhabene Bewußtsein des Gesättigtseins zu versetzen vermag.

„Na — das war mal 'ne Reise;" begann sie endlich die Unterhaltung, die während der eigentlichen Mahlzeit nur in einzelnen abgebrochenen Sätzen geführt worden; „das war 'ne Reise! — Ich sage Ihnen, in meinem ganzen Leben bin ich noch nicht so abstrapazirt gewesen wie heute. Erst war die Hitze rein zum Umkommen und nachher noch die Flöhe! — Doch, was kann's nützen? Man muß sich die paar Groschen sauer genug verdienen, wenn man ehrlich durch die Welt kommen will. — Finden Sie nicht auch, daß das Fleisch 'n Bischen bockig schmeckt? —

Dabei ist's doch aber 'ne Beruhigung vor meine Gefühle, einen Beruf zu haben, die leidende Menschheit zu helfen, wenn es gleich mit viele Mühe und Beschwerlichkeit verknüpft ist. — Es hat mir wohlgethan, wahrhaftig, es hat mir sehr wohlgethan der Empfang, wie sie mir gleich entgegen gekommen sind mit 'ne Flasche Wein und kalten Kalbsbraten, und die Frau Oberlandesgerichtsräthin ist mich in die Arme gefallen und hat geweint vor Rührung und Anhänglichkeit. ‚Lübicken,' sagt' sie zu mir, ‚das werde ich Sie nie vergessen, daß Sie dies gethan haben;' worauf ich geantwortet: ‚Frau Oberlandesgerichtsräthin und wenn Sie nicht in Frankfurt sein, noch viel weiter, hundert Meilen meinetswegen in Afrika 'rein, so käme ich doch, wenn Sie mich rufen;' — wahrhaftig, das sagt' ich zu ihr."

„War's denn ein Junge oder ein Mädchen?" fragte Susanne.

„Ein Junge, ein richtiger Junge, und die Mutter wie aus die Augen geschnitten, die ganze Mutter, wahrhaftig!" Und die Wittwe fuhr noch eine Zeitlang fort, die Vorzüge des kleinen Weltbürgers, bei dessen Geburt sie assistirt, in das vortheilhafteste Licht zu stellen; sie erwähnte umständlich sein Verhalten bei der Taufe, so wie daß er sehr gern gezuckerten Brei

esse und ähnliche interessante Umstände, bis sie endlich diese Unterhaltung dadurch selbst beendete, daß sie sich an ihre Tischgenossin mit der Frage wendete, ob während ihrer Abwesenheit Bestellungen eingegangen seien; denn da die Wohnungen der beiden Damen auf demselben Flur lagen, hatte Susanne es übernommen, die während der Abwesenheit ihrer Freundin einlaufenden Aufträge zu empfangen.

Auf diese Frage hin griff die Unverehelichte in ihre Tasche, welche sie an einem schmierigen Bande um den Leib gebunden hatte, und begann ein seltsames Gemengsel von Papierschnitzeln, vertrockneten Brodkrumen, Schnupftaback, Scheeren, Fingerhüten u. s. w. hervorzukramen und aus diesem Chaos eine Visitenkarte hervorzusuchen, welche eben so schmutzig wie alle jene anderen Gegenstände war.

„Da ist das Ding;“ sagte sie; „ich wußte es, daß ich es hier eingesteckt hatte. Ein junger Herr, ein hübscher, feiner junger Herr hat's gebracht und gesagt, Sie möchten doch gleich hinkommen. Die Wohnung steht hinten d'rauf. — Da ist's.“

Die Wittwe nahm die Karte, und da der darauf stehende Name mit gothischen Buchstaben gedruckt, auch einigermaßen ausgelöscht war, so bedurfte es einiger Zeit bis sie denselben herausbuchstabirt hatte.

Dann aber schrie sie vor Staunen und Ueberraschung laut auf. — Auf der Karte stand der einfache Name: „Alfred Horn."

„Na, was ist denn?" fragte Susanne.

„Es ist 'ne Freude für mich, es thut meinen Gefühlen wohl wohl, ihn wiederzusehen!" rief die Wittwe mit Entzücken. „Ach der liebe junge Herr, er hat mich doch nicht vergessen! — Ich bitte Sie, erzählen Sie mich, wie er ausgesehen hat. Ist er sehr groß geworden? — Hat er vielleicht schon 'nen Bart?"

„Einen großen schwarzen Bart hat er allerdings gehabt; — aber was haben Sie Sich denn so? — Was ist denn eigentlich?"

„Es ist die allermerkwürdigste, geheimnißvollste Geschichte mit diesen jungen Mann;" sagte die Wittwe nachdem sie ihren Gefühlen noch erst durch einige Exklamationen Luft gemacht hatte; „die allermerkwürdigste Geschichte, die mich je passirt ist. — Wollen Sie das Tischtuch ein Bischen abräumen und die Wachstuchdecke auf'n Tisch legen, so thun Sie mich einen großen Gefallen, ich bin wie gerädert und kann mich noch gar nicht rühren. — So, und nun will ich Sie die Geschichte erzählen, wenn Sie die Kaffeemaschine und die Tassen hergesetzt haben — nehmen Sie lieber

ein Papier, den Spiritus anzustecken, es brennt leichter, wie mit 'n Schwefelholz."

Nachdem das Kaffeegeräth auf solche Weise die Stelle der Schüsseln und Teller eingenommen — die Wittwe liebte es, den Kaffee gleich nach Tische zu trinken — lehnte sie sich wieder gemächlich in die Sophaecke zurück, und zuweilen mit der blauen, summenden Flamme des Spiritus blinzelnd und liebäugelnd, begann sie endlich ihre Erzählung:

„Es sind schon viele Jahre über ihr Grab hingegangen," sagte sie; „und thut die arme Kreatur kein Zahn mehr weh, nämlich die, welche meine; und das ist die Mutter von den jungen Menschen. — Sehn Sie also, es war Anno eilf wie die Franzosen noch im Lande waren und ich in der neuen Friedrichsstraße wohnte, da kommt eines Tages ein Herr zu mir, oder vielmehr eines Abends, denn es war im Winter, eingewickelt in 'nen grauen Mantel, daß man gar nichts von sein Gesicht sehen konnte und ich nicht wenig erschrak, wie ich die Thür aufmachte, denn mein Mann war nicht zu Haus und ich mutterseelensallein. Er sagt' aber, ‚beruhigen Sie sich Madam, ich komme, mit Sie über 'ne Angelegenheit zu sprechen,' und so tritt er 'rein und legt den Mantel ab, und ich sah, daß es ein sehr schöner Mann war. ‚Meine Liebe,'

sagt' er nun zu mir; ‚ich komme von wegen einer Dame. Man hat mich von Ihnen erzählt, daß Sie sehr geschickt und verschwiegen sein sollen, und da wollte ich Sie fragen, ob es Ihnen möglich ist, sie bei sich aufzunehmen, bis Alles vorüber ist. Die Hauptsache ist die, daß Sie zu keiner Menschenseele ein Sterbenswörtchen reden, und daß die Dame mit aller nur möglichen Aufmerksamkeit behandelt wird. Auf das Geld kommt's nicht an, fordern Sie, was Sie wollen, wir werden Ihre Wünsche zufriedenstellen.' — Nun war es allerdings schon öfter bei mich vorgekommen, daß Damen, die besondere Rücksichten hatten, einige Wochen in mein Logis zogen, um da ihren Zustand abzuwarten; ich hatte auch eine besondere Stube dazu sehr schön eingerichtet, was ich aber jetzt aufgegeben, da ich mich jetzt so weit besser stehe und die viele Plackerei und Mühe nicht habe; so sagte ich also zu dem Herrn, daß ich ganz zu seinen Diensten wäre, und was die Sorgfalt anbeträfe, so könnte sie sie von ihrer nächsten Blutsverwandtin und Freundin keine bessere finden; von meiner Verschwiegenheit wolle ich aber gar nicht reden, das sei nicht der Mühe werth, und ich machte eine Ausnahme von mein ganzes Geschlecht. So wurden wir denn natürlich einig und er zahlte auf der Stelle das Geld für das erste Mo-

nat voraus und sagte, die Dame werde andern Tages um dieselbe Zeit kommen. Sie kam auch wirklich, und nie in meinem Leben habe ich ein schöneres Frauenzimmer gesehn. Sie war groß und blond und hatte ein so vornehmes Ansehn und so schöne blaue Augen, und dann die feine Wäsche, die sie trug, ich glaube, die Königin hat keine feinere. — Anfangs glaubte ich, sie sei sehr stolz, aber bald merkte ich, wie ich mich geirrt; sie war im Gegentheil so freundlich und leutselig, daß ich sie so lieb gewann, ich hätte können für sie durch's Feuer gehn. Der Herr besuchte sie täglich ein paar Mal und war sehr erfreut darüber, daß es ihr bei mir gefiel; nur schärfte er's mir immer ein, bei Leibe zu Niemanden in der Nachbarschaft davon zu reden, und ich hab's auch gehalten, obgleich mir's schwer genug geworden ist. Ich hätte auch übrigens nicht viel reden können, wenn ich's auch gewollt hätte, denn ich wußte blutwenig von ihnen. Sie hieß mit Vornamen Amalie und er Alphons, das hatte ich zwar gehört, aber auch weiter nichts, denn sie sprachen immer französisch miteinander, was sehr schwer durch's Schlüsselloch zu verstehen ist, selbst vor einen gebornen Franzosen, geschweige vor mich, die ich nur geringe Kenntniß davon besitze. Ich hielt ihn deswegen auch wirklich für einen Franzosen,

aber er sprach so gut deutsch, daß ich daran irre wurde. So hatte die Geschichte ihre sechs Wochen gespielt, daß ich sah, der Zeitpunkt wäre ganz nahe und sprach mit ihr davon und ihm sagte ich's auch, denn ich hatte meinen Scharfblick und Kenntnisse davon. — Wenn sie die Güte haben wollen, uns den Zucker aus die Ofenröhre zu langen, so können wir immer 'ne Tasse trinken; — wollen Sie sich nicht bedienen? — Also, wo war ich doch man stehn geblieben? Richtig — ich hatte mich nicht geirrt, es kam fast auf die Stunde, wie ich gesagt, und ein tüchtiger, gesunder Junge war's wahrhaftig, und das ist der Nämliche, den sein Name hier auf die Karte stehn thut. — Aber nun kommt das Allermerkwürdigste von die Geschichte. Der Herr Alphons war noch Nachmittags dagewesen und hatte im Fortgehn zu mir gesagt, ‚in eine halbe Stunde bin ich wieder da, und will die Nacht über hier bleiben,' worauf ich ihm noch zur Antwort gegeben: ‚sie können noch zwei Stunden fortbleiben, es geht nicht so geschwind';' — aber die zwei Stunden waren um, und noch zwei und wieder zwei, es wurde Nacht und er kam nicht. — Es war Alles ganz gut und leicht gegangen, und der Junge schrie und zappelte wie ein Fisch, aber trotzdem hatte das arme Wesen keinen Augenblick Ruhe und horchte

auf jeden Tritt auf der Straße und im Hause, ob er noch nicht komme; aber nein, die Nacht verging, der Morgen brach an und er war noch nicht da. Vergeblich sagte ich zu die arme Kreatur, ‚beunruhigen Sie sich nicht, das kann unmöglich gut für sie sein und für das Kleine, wenn Sie sich so alteriren; — ich rede aus Erfahrung, beunruhigen Sie sich nicht;‘ aber sie beunruhigte sich doch und es traf richtig ein. Auf'n Abend lag sie im Fieber, und ich schickte gleich zum Doctor, und wachte die ganze Nacht bei ihr, aber es nutzte nichts, den dritten Tag war sie eine Leiche. Ich glaube indessen, sie wäre nicht gestorben, wenn sie ihn gesehn hätte, denn immerwährend sprach sie von ihm; aber er kam nicht, und ich glaube daher, daß ihm irgend ein Unglück passirt sein muß, oder er war ein Unmensch. Natürlich war ich nun in die größte Verlegenheit, denn die Todte mußte begraben werden und das Kind untergebracht, und ich ging also zum Polizeikommissarius und zeigte ihm die Geschichte an. Der kam und versiegelte alle Sachen, welche die arme Kreatur bei sich gehabt hatte und da er sah, daß es viel werth war, sie hatte auch eine goldene Kette und viele Ringe, so sagte er, daß er ein anständiges Begräbniß für sie besorgen wollte, und das Kind konnte noch einstweilen bei mich blei-

den, da genug da sei, um meine Kosten zu ersetzen. Der Commissarius verstand sich auch besser darauf, die Sache 'rauszukriegen, denn drei Tage darauf, als das Begräbniß sein sollte, kamen zwei ganz fremde Herren, der Eine schon ein alter Mann, der Andere noch jung, und wollten die Leiche sehn. Ich hatte das arme Wesen hübsch rein angezogen und ihr die Hände zusammengelegt, daß sie wirklich aussah, wie ein Engel, und ich dachte Wunder, wie erfreut sie sein würden; aber als die Männer an den Sarg traten, sagte der Jüngere blos: ‚Ja sie ist es,‘ und drehte sich wieder um, der Andere zwar sagte gar kein Wort, aber er schien gerührt und ich sah es, wie er eine Thräne im Auge zerdrückte, als er sie so ein paar Minuten ansah. Dann befahlen sie mir den Sarg wieder zuzumachen und fragten mich, ob die Verstorbene mir nicht etwas aufzubewahren gegeben habe, Papiere oder Geld, was mich noch sehr ärgerte, daß ich ihnen meine Meinung sagte, ob sie mich denn für eine Spitzbübin hielten, der Commissarius hätte Alles mitgenommen. Da gaben sie mir denn nur wieder die schönsten guten Worte und sagten, es sei nicht so gemeint gewesen und fragten mich endlich, ob ich nicht das Kind bei mir behalten wollte, natürlich gegen Pension, und obgleich mein Mann

Anfangs nicht wollte, so hatte ich doch den kleinen Balg schon wegen das Unglück von seine Mutter sehr lieb und das Geld war vor mich auch ganz gut zu gebrauchen. — Das Kind wurde denn auf den Namen Alfred Horn getauft und blieb bei mir, bis es acht Jahr alt war. Ich war angewiesen, mir alle Monat acht Thaler von einem Banquier aus der Jägerstraße gegen Quittung abzuholen und ich kriegte das Geld auch regelmäßig, bis der Junge die acht Jahr alt war. Da kamen die beiden Männer, die ich bis dahin nicht wieder mit Augen gesehn und holten ihn ab, und brachten ihn bei 'nem Lehrer in Pension, wo ich oft genug hingegangen bin, ihn zu besuchen, was eine große Beruhigung vor meine Gefühle war, denn ich liebte ihn wie mein Eignes. Dann ist er nachher viel auf Schulen gewesen, auch auf der Universität und hat dabei Maler gelernt, bis er endlich vor sechs Jahren nach Italien gereist ist; — aber Sie sehn, er hat mich noch nicht vergessen, und mich gleich bei bei seine Rückkehr aufgesucht."

„Das ist wirklich eine geheimnißvolle Geschichte;" sagte Susanne; „ich habe nie etwas Aehnliches gehört oder gelesen. — Und den anderen Herrn, ich meine den, der zuerst zu Ihnen kam, haben Sie nachher niemals wieder gesehn?"

„Nein.“

„Aber wer die andern beiden Herren waren, die das Geld für das Kind bezahlten, das müssen Sie doch wissen. — He?

Die Jungfrau hatte bei diesen Worten einen ihrer Pantoffeln, einen heruntergetretenen Zeugschuh ausgezogen und denselben aufgehoben, um eine an der Wand kriechende Fliege todtzuschlagen. Sie hob das Mordinstrument so behutsam auf, sie blickte so gespannt auf das dem Tode geweihte Insect, daß man glauben mußte, sie denke an nichts Anderes, und dennoch war es gerade dies, wodurch sie ihre innere Bewegung und Spannung zu verbergen suchte. Der Scharfsinn der Wittwe war indessen nicht groß genug, um dies zu bemerken.

„Ich habe es von dem jungen Herrn gehört; — mir hat es sonst Niemand gesagt,“ entgegnete sie ruhig. „Nehmen Sie sich in Acht, daß Sie nicht auf das Bild schlagen — Matschewsky ist der Name. Es sind Polen, wie man's leicht daran hören kann. Der alte Herr war der Vater, der Jüngere der Sohn, und das arme Wesen, die in mein Bett hier gestorben, die Tochter. Das ist Alles, was ich weiß und was der junge Herr auch weiß, das Uebrige kann man sich leicht denken.“

„Es ist mit die Fliegen nicht auszuhalten — Sie müssen eine Leimstange anschaffen," sprach Susanne, ihren Schlarren wieder anziehend. „Also weiter wissen Sie nichts? Hat sie denn nicht im Fieber so 'n paar Worte fallen lassen, wodurch man auf 'ne Spur kommen könnte? Haben Sie nicht vielleicht was in den Papieren von ihr gelesen. Der Commissarius konnte ja wohl etwas vergessen haben. —

„Gered't hat sie allerdings genug während der paar Tage, wo sie krank war, aber wie soll man daraus klug werden? — Wie gesagt, weiter weiß ich nichts."

Es war offenbar, daß der Wittwe diese doppelte Frage aufgefallen war, von der sie auch nur den ersten Theil beantwortete, denn sie sah ihre Freundin forschend an. Diese hielt den Blick indessen mit großer Gleichgültigkeit aus und sagte:

„Das ist Schade. — Ich hätte gern die nähern Verhältnisse gewußt, denn die Geschichte ist wirklich merkwürdig. Ich glaube, das arme Wesen hat 'ne Liebschaft mit dem Herrn gehabt, der nachher nicht wiederkam."

Die Wittwe sah sie nochmals erstaunt an, und sagte endlich, daß sie das auch glaube.

In diesem Augenblick hörte man ein leichtes Pochen an der Thür.

„Ah, Sie sind es, Herr Stubbs;" sagte die Wittwe sehr freundlich zu dem Eintretenden und wieder auf ihren Platz zurücksinkend, von dem sie sich erhoben, als die Thür geöffnet wurde.

„Ich hörte, daß Sie wieder angekommen sein;" entgegnete Jener mit zwei tiefen Verbeugungen, erst die eine, dann die andere Dame begrüßend; „und ich hielt es für meine Schuldigkeit, mir die Freiheit zu nehmen und Ihnen meine Aufwartung zu machen, um mich nach Ihrem Befinden zu erkundigen und zu sehn, ob Sie glücklich ihre Reise überstanden haben."

„Sie sind immer aufmerksam, immer freundlich — ein wahrer Schatz von einem Freunde. — Aber wollen Sie sich nicht einen Stuhl bedienen? Sie kommen grade recht um ein Täßchen mit uns zu trinken. — So. Wollen Sie mich wohl die blaue Tasse von die Kommode 'rüberreichen. Ich kann nicht gut durch."

Herr Stubbs erklärte, nach unzähligen Betheurungen, daß er nie Kaffee nach Tische trinke und übrigens schon welchen getrunken habe, es würde sehr unartig sein, wenn er der Dame einen Korb gäbe und er wäre daher so frei, ihre Güte anzunehmen, worauf er sich behaglich an den Tisch heranrückte und

durch das offenbare Wohlbehagen, mit welchem er den Kaffee schlürfte, deutlich zu erkennen gab, daß seine früheren Weigerungsgründe weiter nichts, als bloße Höflichkeitsformeln gewesen seien.

Herr Stubbs war überhaupt ein sehr höflicher Mann. Man konnte es ihm an seiner Kleidung, an seiner Haltung, an seinem ganzen Erscheinen ansehn, daß er ein Mann von feiner Bildung war. Er trug gewöhnlich einen blauen Leibrock mit gelben, metallenen Knöpfen, die er jederzeit sehr blank geputzt hielt, graue Beinkeider mit Sprungriemen, die um so länger erschienen, als jene kurz waren, eineschwarze Merino=Binde, aus welcher ein paar sehr steif gegestärkte Vatermörder spitz hervorragten, einen Hut mit einer schmalen, kaum bemerkbaren Krempe und braune Handschuh; ob er außerdem noch eine Weste, oder ein sonstiges Kleidungsstück, die Stiefeln ausgenommen, anhatte, darüber ließ sich durchaus nichts mit Gewißheit behaupten, weil er den Leibrock immer bis dicht an's Kinn zugeknöpft hatte. Dabei trug er immer einen Regenschirm in einem grün baumwollenen Ueberzug, mit einer Krücke von Thierknochen, und es schien eine merkwürdige Sympathie zwischen ihm und diesem Schirm zu herrschen; man sah ihn nie, selbst bei dem schönsten Sommerwetter ohne

denselben auf der Straße; das Allermerkwürdigste aber war, daß er ihn bei Regenwetter niemals aufmachte, sondern vielmehr stets unter dem Arm trug und so viel ihm nur immer möglich vor der Nässe zu schützen suchte. — Herr Stubbs war früher in wohlhabenden Umständen gewesen, er hatte sogar ein Haus besessen, aber sein Vermögen durch Unglücksfälle aller Art verloren. Gegenwärtig betrieb er als sein Hauptgeschäft das eines Stiefelputzers; außerdem aber war er Alles, was man nur von ihm verlangte; Laufbursche, Waschfrau, Colporteur, Kindermädchen, mit einem Worte ein Universalgenie, zu Allem zu gebrauchen, und seinen guten Willen für seine häufige Ungeschicklichkeit stets mit dem besten Erfolge einsetzend.

„Was sind für Neuigkeiten, Herr Stubbs?“ fragte die Wittwe, um als artige Wirthin ein Gespräch in Gang zu bringen. „Wie gehen die Geschäfte?“

„Ah sie gehn gut. Ich habe heut eine neue Stelle angenommen.“

„Wahrhaftig? — na das freut mich — es thut meinen Gefühlen wohl das zu hören.“

„Und eine gute Stelle ist es, eine sehr gute Stelle und ein Zufall hat mir dazu verholfen, ein bloßer, aber merkwürdiger Zufall. — Da komme ich

die Behrenstraße lang," fuhr Herr Stubbs fort, da er auf den Gesichtern der beiden Damen das Verlangen zu lesen glaubte, diesen merkwürdigen Zufall zu erfahren; „eine Droschke hält still, ein Herr steigt aus, sieht sich um, ob ihm Jemand nicht den Koffer herausnehmen will. Ich springe herzu. ‚Darf ich mir vielleicht die Freiheit nehmen, Ihnen meine Dienste anzubieten?' sag' ich. — ‚Greifen Sie zu,' sagt' er, und ich nehme den Koffer auf die linke Schulter und trage ihn in's Haus, eine Treppe 'rauf. Da klingelt er und eine Frau kommt, worauf er blos sagt, ‚ich bin der, den sie erwarten. Geben Sie die Schlüsseln.' Die Frau bringt die Schlüsseln und macht auf und wir kommen in die Stube, die sehr fein meublirt war. Da setzt' ich den Koffer hin, er giebt mir ein Viergroschenstück und wie ich mich bedankt habe und fortgehn will, ruft er mich zurück. ‚Können Sie Stiefeln putzen?' sagt er. ‚Es ist mein Geschäft," erwiederte ich; „sehr blank und mit Wichse, wo gar kein Vitriol d'rin ist, was dem Oberleder schaden thut.' — Nun ich sah's ihm gleich an, daß die Sache abgemacht wäre. Er fragte mich noch Einiges über meine Familien-Verhältnisse und sagte endlich, ich sollte morgen früh um acht Uhr wiederkommen. — Eine sehr gute Stellung, glaube ich."

„Ich wünsche Sie herzlich Glück dazu;“ sagte die Wittwe. „Es scheint, Ihrer Erzählung nach zu schließen, ein sehr vornehmer Herr zu sein.“

„Ungeheuer vornehm;“ sagte Stubbs; „man sah es ihm auf der Stelle an. — Dieser kleine Verdienst kommt mir übrigens sehr gelegen. Ich werde es mir endlich davon kaufen können.“

„Was?“ fragte die Wittwe.

„Ein neues Futteral für meinen Regenschirm.“

Die Wittwe und selbst Fräulein Susanne, welche bisher geringen Antheil an der Unterhaltung genommen, sahen sehr erstaunt aus.

„Er wird sehr ruinirt, wenn man ihn immer so unter dem Arm trägt. Ich habe mir ein neues Futteral längst gewünscht;“ sagte Herr Stubbs ernsthaft. „Wenn ein Futteral drüber ist, wird er wieder ganz neu aussehn.“

Dies war so unbestreitbar, daß keine der Damen etwas dagegen einwenden konnte; aber da sie somit auch zugleich den Gegenstand erschöpft glaubte, gab die Wittwe dem Gespräch dadurch eine andere Wendung, daß sie Herrn Stubbs fragte, ob er nicht Zeit habe, sie zu begleiten, sie wolle etwas auf dem Abendmarkt einkaufen und er könne ihr das nach Haus tragen, da sie nachher noch einen anderen Gang ma-

chen müsse. Herr Stubbs war auch sogleich dazu erbötig und ging, da er in der Wohnung so gut Bescheid wußte, als sei es seine eigene, sogleich nach der Küche, um von dort einen sehr großen und einen kleinen Handkorb und ein Fischnetz zu holen, Gegenstände, die er zu einem solchen Gang immer für sehr nothwendig hielt, obgleich die Markt-Einkäufe der Wittwe selten den großartigen Charakter hatten, den man nach diesen Vorbereitungen erwarten mußte. So gerüstet kam er wieder in die Stube zurück, wo die Wittwe sich bereits auch zum Fortgehn fertig gemacht hatte, indem sie ihrer Freundin wiederholt betheuerte, sie habe keinen Augenblick eher Ruhe, als bis sie den jungen Herrn gesehn, und keine zehn Pferde würden sie aus der Stube gebracht haben, denn sie sei noch immer halb todt von der Reise, aber dies sei zu wichtig und beunruhigend für ihre Gefühle.

„Wir wollen lieber erst den kleinen Gang abmachen, und dann nach'n Abendmarkt gehn;" sagte die Wittwe, als sie auf die Straße herabgekommen waren, und da Herr Stubbs durchaus nichts Vernünftiges dagegen einzuwenden hatte, ging er geduldig mit, sich in großer Ehrerbietung immer zu linken Seite der Dame haltend, obgleich ihm dies einigermaßen beschwerlich fiel, da er sich dadurch genöthigt

sah, um seine Begleiterin nicht zu hindern, den Korb an dem linken, den Regenschirm aber mit dem rechten Arm zu tragen, was ganz und gar gegen seine Gewohnheit lief. Indessen fand er sich mit seiner gewohnten Galanterie in diese kleine Unbequemlichkeit und hörte mit der größten Aufmerksamkeit einen umständlichen Bericht über die Reise der Wittwe an, mit welchem ihm dieselbe den weiten Weg zu verkürzen suchte.

Und es war ein weiter Weg; der junge Mann, dem der Besuch der Wittwe galt, wohnte vor dem Potsdamer-Thore, wie auf seiner Karte stand, und Stubbs war außerdem müde durch die Geschäfte des Tages; — aber er wäre doch mitgegangen, und wenn es noch einmal so weit, und auch nicht die lockenden Aussichten einer leckern Abendmahlzeit von neuen Kartoffeln mit Häring gewesen wären, die ihm die Wittwe in Aussicht stellte. — Wahrhaftig, Ihr habt nie einen gutmüthigern Menschen gekannt, als Herr Wilhelm Stubbs. In der That, er war gewissermaßen stolz darauf, sich solcher vornehmen Bekanntschaft rühmen zu dürfen, und einige seiner Bekannten behaupteten sogar, sein Gesicht nehme immer einen sehr hochmüthigen Ausdruck an, wenn er mit der Wittwe über die Straße ginge. Wir müssen indessen

diesen und ähnlichen Gerüchten auf das Entschiedenste widersprechen, ja sie sogar für elende Verläumdungen erklären, — Herr Stubbs war nie hochmüthig, nein; — es ist wahr, er schätzte es sich für eine Ehre, die Dame auf ihren Geschäftsgängen begleiten zu dürfen, aber er setzte dabei nie seine eigentliche Stellung aus den Augen, und seine hartnäckigsten Feinde würden von ihren Behauptungen zurückgekommen sein, wenn sie gesehn hätten, mit welcher gutmüthigen Bereitwilligkeit, mit welchem schlauen Lächeln auf dem Gesicht er statt neben, hinter der Wittwe hertrabte, als sie vor das Thor hinauskamen und Jene ihm in sehr zarten Andeutungen zu verstehen gab, daß es bei ihrer Stellung zu dem jungen Manne, dem ihr Besuch galt, sich nicht recht schicken wolle, mit Stubbs so vertraut zu erscheinen, und er möge daher so gut sein, es sei ja ganz gleichgültig, einige Schritte hinter ihr zu folgen. Daß diese Vorsichtsmaßregel auch in der That nicht überflüssig war, stellte sich bald nachher heraus, als sie vor dem Hause, welches das Ziel ihres Ganges war, einen Wagen halten sahen, in welchen ein junger hübscher Mann einstieg, den die Wittwe sogleich für ihren ehemaligen Zögling erkannte. Es gelang ihr indessen, grade noch in dem Augenblick an den Wagen heranzutreten, in welchem die Thür zu-

geworfen wurde und der Kutscher abfahren wollte, und durch den etwas gezierten, tiefen Knix, welchen sie machte, zog sie sowohl die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden, als auch die des jungen Mannes auf sich.

„Ah, meine gute Mama;“ sagte der Letztere sehr freundlich grüßend und befahl dem Kutscher zu halten. „Wahrhaftig, das thut mir recht herzlich leid, daß Sie gerade jetzt kommen. — Ich kann mich leider nicht aufhalten und doch hätte ich Sie so gern gesprochen.“

„Hat gar nichts auf sich, gnädiger Herr; — ich nehme mich schon wieder 'mal die Freiheit. — Vielleicht bestimmen Sie, wenn sie zu sprechen sind — ich weiß zwar, daß Ihre Zeit sehr kostspielig ist; aber Sie machen vielleicht doch mit mich eine Ausnahme.“

Die Wittwe hatte diese Worte absichtlich sehr laut gesprochen um einigen Vorübergehenden, so wie dem Herrn Stubbs, der in einiger Entfernung wartete, sehr große Begriffe über das wichtige Verhältniß beizubringen, in dem sie zu dem jungen Manne stand. Sie erreichte auch in der That ihren Zweck so vollständig, daß einzelne Leute stehen blieben und mit neugierigen Augen die Dame betrachteten. Doch schien dies dem jungen Manne durchaus nicht angenehm zu sein, denn er sagte, zwar mit freundlichem Lächeln,

doch kurz, daß er am andern Tage, des Vormittags zu Hause sein werde, grüßte die Dame verbindlich und befahl dann dem Kutscher weiter zu fahren.

Um indessen die Umstehenden wegen ihrer vereitelten Hoffnung schadlos zu halten, rief die Wittwe Herrn Stubbs zu sich heran und brach, dem Wagen nachblickend, in eine Menge bewundernder und geheimnißvoller Ausrufungen aus, zu welchem sich ein Jeder der Zuhörer nach Belieben einen Commentar bilden und nöthigenfalls die Muthmaßung vollständig begründet finden konnte, daß jener junge Mann mindestens der natürliche Sohn des Exkönigs von Spanien und der muthmaßliche Thronerbe sei, die Dame im schwarzen Merino aber irgend eine verkleidete Person von höchster, diplomatischer Wichtigkeit. Daß auch auf Herrn Stubbs bei dieser Gelegenheit ein Theil dieses geheimnißvollen Abglanzes fiel, ist leicht zu denken, und da, nachdem Beide schon eine Viertelstunde fort waren, zufällig ein Zeitungscorrespondent vorüber kam und zwei barfüßige Jungen sich streiten hörte, ob es der Prinz von Spanien oder der Prinz von England gewesen wäre, ließ er sich das Factum erzählen. Zu der gemäßigten Parthei gehörend, meinte er, da jeder der Berichterstatter im gleichem Grade Glaubwürdigkeit verdiente, die Wahr=

heit liege wie immer in der Mitte, und es werde wohl ein französischer Prinz gewesen sein. Er schrieb die Notiz in die Brieftasche, und wenige Tage nachher war's in den Zeitungen zu lesen, daß der Prinz von Nemours oder Joinville, man wisse nicht genau welcher, aber einer von Beiden sei's bestimmt gewesen, sich einige Tage im strengsten Incognito zu Berlin aufgehalten habe; der Zweck dieser Reise sei zwar nicht bekannt geworden, doch muthmaße man Dinge von der höchsten politischen Wichtigkeit und wolle die Anwesenheit des Prinzen mit dem Zusammenziehen der großen Truppenmassen in Verbindung bringen, die unter dem Vorwande eines großen Manoeuvre im kommenden Herbst versammelt würden.

Drittes Kapitel.

In welchem gezeigt wird, daß man sich vor gewissen Bekanntschaften zu hüten hat.

Es war gegen sieben Uhr Nachmittags. Im Posthofe drängte sich eine bunte Menge eilig und hastig durcheinander. Briefe und Packete wurden abgegeben und in Empfang genommen, aber Niemand wollte warten, Jeder drängte sich, so bald als möglich die Büreaux zu erreichen. Sehr kleine Handlungslehrlinge und sehr lange Commis schrieen so lange und so laut den Namen ihrer Firma aus, bis ihnen die Stimme überschnappte und sie plötzlich so heiser wurden, daß ihnen nur noch ein leises, unbedeutendes Flüstern übrigblieb; aber desto eifriger drängten und stießen sie die Andern zurück, als ob der Ruin ihres Hauses davon abhinge, wenn sie die angekommenen Briefe einige Minuten später empfingen. Die Schüchternen, weniger an dies Treiben Gewöhnten blieben bis zuletzt übrig; — alte Mütterchen, einen Brief mit fünf ungeschickten, aber so großen Siegeln und so vorsichtig in der Hand haltend, daß man meinen muß, es seien viele tausend Thaler darin, und

der doch nur wenige Groschen enthält, den Ertrag mancher nächtlichen Arbeitsstunde, die Ersparniß manches hart entbehrten Genusses, die sie jetzt dem einzigen Sohn schicken will, den sie letzthin zum Soldaten ausgehoben, oder der viele Meilen weit weggewandert ist und krank und hülflos liegt unter wildfremden Leuten; und die gute Alte glotzt den Postbeamten verwundert und bangend an, der ihr den Brief so erstaunlich gleichgültig aus der Hand nimmt, mit Rothstift bezeichnet und ihn, nachdem er ihr den Postschein zum Unterzeichnen gereicht, eben so achtlos und nachlässig unter die andern Briefe wirft, als sei gar nichts daran gelegen, als seien die unleserlichen Schriftzüge nicht noch unleserlicher, die blasse Dinte nicht noch blasser gemacht durch die Thränen einer Mutter, die sie beim Schreiben vergossen, Thränen, die doch mehr wiegen als all' Euer rothes, glänzendes Gold. — Dann waren das junge Mädchen, die Einen mit Briefen in allen nur erdenklichen Formen, Kreuze, Herzen u. s. w. bildend, aber sehr sorgfältig und mit sehr vielen Mundlack zugemacht, förmlich zugekleistert, damit kein neugieriges Auge etwas von dem Inhalt erspähe, der entweder anfängt: „Innigstgeliebter" oder: „Treuloser Bösewicht", in beiden Fällen aber doch mit der Unterschrift schließt: „Deine Dich ewig Liebende;"

— die Anderen ein post restante addressirtes Billet abholend, da die strenge Mama ihnen nicht erlaubt, einen Brief im Hause anzunehmen; junge, hübsche, rothwangige Mädchen, sehr verschämt fragend, sechs Mal des Tags mindestens, und sehr erfreut, das ersehnte Briefchen endlich zu empfangen, gute, liebe Kinder, die noch an das glauben, was auf dem Papiere steht, an diese Betheurungen und Schwüre, und sie mit Entzücken hundertmal lesen, an jeder Straßenecke stehen bleibend und einen flüchtigen Blick hineinwerfend, bis sie endlich beim Schlafengehen den langersehnten Augenblick ungestörter Muße erhaschen und nachher davon träumen, schöne, goldene, glückliche Träume, denn sie wissen nicht, daß die Träume lügen, und das Papier lügt noch toller als die Träume; — da waren noch viele Andere, die gekommen waren, Neuigkeiten von ihrer fernen Freunden und Bekannten einzutauschen, Große und Kleine, Reiche und Arme, Männer und dumme Jungen und Alle von diesen beiden mächtigen Hebeln getrieben, die allein die ganze Weltmaschine in Bewegung setzen: Geldgewinn und Liebe —

Unter dieser buntbewegten Menge befand sich auch der Reisende aus der Frankfurter Lohnkutsche, der durch sein anmaßendes Benehmen den Zorn des

ehrenwerthen Cigarrenreisenden in so hohem Grade erregt hatte. — Sein Benehmen bei dieser Gelegenheit hatte nichts von der vorlauten und eilfertigen Zudringlichkeit der Einen, nichts von der schüchternen Zurückhaltung der Anderen. Er wartete ruhig bis die Reihe an ihn gekommen war, und seinen Paß als Legimation vorzeigend, forderte er die auf den Namen J. Lacroix eingegangenen Briefe. Er forderte sie und fragte nicht erst lange, ob überhaupt welche da seien, er mußte es schon vorher wissen und nahm sie in Empfang, fünf oder sechs an der Zahl, schweigend und ruhig und entfernte sich auf dieselbe Weise.

Er hatte die Briefe in die Brusttasche seines Rockes gesteckt und nachdem er das Postgebäude verlassen, ging er die Königsstraße entlang nach der Seite des Schlosses zu, raschen und sichern Schrittes sich durch die ihm entgegenströmende Menschenmenge Platz machend. Es war offenbar nicht der Gang eines Fremden, der zum erstenmale eine ihm bisher unbekannte Stadt betritt. Da war kein Zögern, welche Richtung er einschlagen sollte, bemerkbar, keine Neugierde, mit welcher selbst der, welcher durch die ernstesten Geschäfte in Anspruch genommen wird, die fremden, ungewohnten Erscheinungen um ihn her zu betrachten pflegt; — er setzte seinen Weg fort, als habe er viele

Jahre hindurch täglich denselben Weg gemacht. So ging er über die lange Brücke, durch das Schloßgebäude — er wußte, daß er da einen Umweg sparte — den Linden zu. Einen Augenblick blieb er, auf dem Opernplatz angekommen, stehen und warf einen langen, ernsten Blick nach der Kirche zu St. Hedwig hinüber, deren Kuppel in den Strahlen der sich zum Untergange neigenden Nachmittagssonne glänzte.

„Es ist die untergehende Sonne;" murmelte er vor sich hin, mit der Hand auf einen der steinernen Pfeiler sich stützend; — nach einer Pause aber setzte er rasch hinzu: „Sie wird wieder aufgehen! Sie wird!" Dann ging er schnell weiter.

Vor einem im Bau begriffenen Hause hatte sich eine große Menschenmenge zusammengedrängt. Die Bretter eines fliegenden Gerüstes waren zusammengebrochen und drei Arbeiter aus bedeutender Höhe auf das Pflaster gestürzt. Zwei von ihnen hatten, wie die Umstehenden erzählten, schwere Verletzungen erlitten; der Dritte war so unglücklich gewesen, sich den Kopf zu zerschmettern. Blut und Gehirn bedeckten den Boden, ein entsetzlich widerlicher Anblick; aber nichts destoweniger drängten sich die Leute heran, die Unglücksstelle zu sehen, als sei ein blutbefleckter Stein eine sehr große Merkwürdigkeit, und da war auch

nicht Einer von den Vielen, der an die Familien der unglücklichen Männer gedacht und den Hut abgezogen hätte, um darin eine Collecte zu sammeln, zu welcher Jeder gern beigesteuert hätte und wäre es auch noch so wenig gewesen. Es waren viele Herren da, die der Staat durch Ordensbänder ausgezeichnet hatte, welche sie sehr stolz im Knopfloch trugen, sehr gutmüthige, mildherzige, wohlwollende, dickbauchige Herren, die in jedem Monat ihren Beitrag zur Armenkasse zahlten, aber Niemand schien auf den Gedanken zu kommen, daß hier der Augenblick Hülfe erheische, und wer ja daran dachte, beruhigte sich und seine aufgeregten Gefühle mit der Meinung, so etwas sei nicht gesetzlich anbefohlen und könne wohl gar zuletzt zu communistischen Ideen führen. — O, verrückt könnte man über Euch werden Ihr braven Staatsbürger, mit der Menschenfreundlichkeit im Herzen und der Polizeiordnung auf der Zunge!

Einige der Umstehenden, und sie gehörten ebenfalls der arbeitenden Klasse an, sprachen sich hart und unwillig über die Nachlässigkeit des Baumeisters und den Geiz des Bauherrn aus, welche beide das Unglück verschuldet und meinten, wenn diese dafür gestraft würden, könnte man eher erwarten, daß sich Andere in Zukunft davor hüten würden.

„Bah — was wird Ihnen geschehen? — Die kleinen Diebe hängt man, die großen läßt man laufen.“ Derjenige, welcher diese Worte sprach, war ein Mann mit einem großen Schnurrbart, in einem groben, zerrissenen Kittel von grauem Tuche. Alle drei, der Mann, der Bart und der Rock waren alt und schäbig geworden, durch ein langes Leben in Kummer, Noth und Elend; man sah es ihnen auf den ersten Blick an.

Der Fremde, welcher sich auf dem Postbüreau Lacroix genannt hatte, war dicht neben diesem Manne, als er jene Worte aussprach. Als er den Klang seiner Stimme hörte, wendete er sich, einer unwillkürlichen Bewegung gehorchend, schnell um. Die beiden Männer standen sich so nahe, daß sie einander das Weiße im Auge sehen konnten. Beide schien gleich überrascht, gleich erschreckt, einander so plötzlich gegenüber zu stehen.

„Heiden! — Sie?“ rief endlich der Mann im zerlumpten Kittel.

Jener antwortete nichts; er wendete sich vielmehr kurz um und drängte sich rasch durch die Umstehenden. Aber der Andere folgte ihm ebenso schnell und hatte ihn nach wenigen Schritten wieder eingeholt.

„Sie wollen mich nicht kennen?“ sagte er mit ernster tiefer Stimme, aus der eine Art von Drohung herauszuklingen schien. —

Der Angeredete blieb stehen. Sein Gesicht war ruhig und gleichgültig; — er lächelte leichthin und vornehm.

„Sie irren sich in meiner Person. Sie verwechseln mich mit einem Andern;" sagte er, indem er dem Fremden Muße ließ, sein Gesicht genau zu betrachten, als wolle er ihn seinen Irrthum erkennen lassen. Diese Gleichgültigkeit machte Jenen in der That stutzen, denn als Lacroix sich umwendete und in ruhigem Schritte weiter schlenderte, blieb er einige Augenblicke stehn. Aber er eilte sogleich wieder hinter ihm her.

„Sie waren von jeher mein Meister, sie sind es noch; „aber ich sah, daß Sie mich erkannten. — Ich sah es, und ich werde Sie nicht verlassen. Ich werde Ihnen folgen."

„Dann wird es mir Leid thun, Euch die Unannehmlichkeiten machen zu müssen, die ein solches Betragen nach sich zieht, guter Freund;" entgegnete Jener geringschätzig die Achseln zuckend. „Es soll mir Leid thun."

Mit diesen Worten setzte er seinen Weg fort. Der Andere folgte, folgte ihm so dicht, daß er seinen nach Brantwein riechenden Athem fühlte; aber er änderte seinen Schritt nicht, er ging nicht schneller nicht langsamer, er machte keinen Versuch seinen lästi-

gen Verfolger loszuwerden, und so gingen sie eine lange Strecke miteinander, bis sie endlich an das Brandenburger Thor gekommen waren.

„Es wird Euch nichts helfen, guter Freund;“ sprach Lacroix hier abermals stehn bleibend; „und wenn Ihr so gut sein wollt, bleibt einige Schritte weit hinter mir zurück. Der Geruch, den Ihr verbreitet, beleidigt meine Nase. — Wollt Ihr nicht? — Nun gut; so ist da ein Gensd'arm, der Euch zeigen wird, wie man sich auf der Straße gegen Fremde zu benehmen hat.“

„Es steht in Ihrem Belieben, zu thun, was Sie wollen; — aber dann denken Sie daran, daß ich nicht der Erste war, der das Gesetz zwischen uns beiden aufgerufen.“

Es schien allerdings, als ob diese Worte einige Betroffenheit bei Lacroix hervorgerufen hätten.

„Und was wollen Sie eigentlich von mir?“ fragte er nach einer Pause.

„Was ich will?“ —

Der fremde Mann deutete mit einem höhnischen Ausdruck auf seinen zerlumpten Anzug.

„Ich bin ein freigelassener Sträfling;“ sagte er. — Vor drei Tagen kam ich nach Berlin zurück; ich habe fünfzehn Jahre in Küstrin gesessen. — Während

dieser drei Tage habe ich nichts verdienen können, um meinen Hunger zu stillen. Sie scheinen besser vom Glück begünstigt worden zu sein in der langen, langen Zeit, in welcher wir uns nicht gesehen haben. Wollen Sie, daß der Mann, der das was er geworden, durch Sie geworden ist, wollen Sie, daß der vor Hunger und Elend umkomme? — Es giebt viele Dinge, die ihre Grenze finden zwischen Leben und Tod."

Sein Zuhörer zuckte spöttisch lächelnd die Achseln.

„Sie scheinen die Zeit ihrer Gefangenschaft damit zugebracht zu haben, sich sehr schöne Floskeln auswendig zu lernen," sagte er ruhig; — „aber entweder halte ich Sie für wahnsinnig, oder irgend eine Aehnlichkeit hat sie irre geleitet. — Ich bin nicht der welchen Sie meinen; aber wenn Ihre Lage wirklich so ist, wie Sie sagen und Sie ein Allmosen wollen, so — —

Er griff bei diesen Worten in die Tasche und zog eine Handvoll Geld hervor, aber ehe er seine Absicht ausführen und Jenem eine Gabe reichen konnte, trat ein Gensd'arm, welcher in der Nähe gestanden und Beide schon längere Zeit beobachtet hatte, rasch an sie heran.

„Hat dieser Mann etwa gebettelt?" fragte er Lacroix grüßend und auf dessen Gefährten deutend.

„Er sprach mich allerdings um eine Gabe an;“ sagte er, und es wäre wohl unmöglich gewesen, diese Rede mit mehr diplomatischer Feinheit einzurichten; „aber ich glaube nicht, daß der arme Mensch strafbar ist. Es scheint, daß er mich für einen Anderen hält, als ich bin, und dann sagte er, daß er erst vor drei Tagen aus dem Zuchthause entlassen sei. Er ist in der That zu entschuldigen.“

Lacroix wußte nur zu gut, daß eine solche Entschuldigung bei dem Gensd'armen kein Gehör finden würde; aber es war auch nur seine Absicht, demselben zu sagen, daß er es mit einem bestraften Subjecte zu thun habe, damit noch weniger auf dessen etwaige Vorstellungen geachtet würde, während er zugleich hinzufügte, daß er für einen Anderen gehalten werde, als er sei.

Seine Rede hatte auch wirklich den gewünschten Erfolg. Der Gensd'arm erklärte, daß diese Umstände gleichgültig wären und forderte den Angeschuldigten auf, ihm nach der dicht dabei gelegenen Wache ohne weitere Umstände und freiwillig zu folgen, was allerdings zu der Vermuthung Anlaß gab, daß der Gensd'arm einige sehr eigenthümliche und unklare Begriffe über die Bedeutung des Wortes freiwillig haben müsse, da er mit seiner Hand den Kragen des Arrestanten

festhielt, und der Ansicht unserer größten Philosophen gemäß der freie Wille zunächst durch die materielle Freiheit bedingt wird.

„Sie werden indessen diesen Mann auch mitnehmen;" sagte der Mann mit dem Schnurrbart. „Ich habe nicht gebettelt, es ist nicht wahr; — und zuletzt könnte mich Jeder auf solche Weise anschuldigen."

„Ich weiß allein am Besten, was ich zu thun habe;" entgegnete der Handlanger des Gesetzes sehr barsch. „Allerdings mein Herr muß ich Sie bitten, mir zu sagen, wer Sie sind."

Lacroix zog mit nachlässiger Gleichgültigkeit sein Taschentuch hervor, um seine Stiefeln abzustäuben; eine ganz unbedeutende Bewegung, aber dennoch hinreichend, um ihm Zeit zur Ueberlegung zu lassen, wie er sich in diesem Falle benehmen sollte. Er hatte seine guten Gründe, so wenig als möglich mit den Behörden in Berührung zu kommen, aber eben so wenig mochte er auch einen falschen Namen angeben. Er bereute es jetzt, dem Gensd'arm die frühere, übereilte Antwort gegeben zu haben.

„Ich sagte Ihnen schon vorher, daß mich dieser Mann für einen Anderen gehalten haben muß, den er kannte, und daß daher hier nicht von eigentlichem

Betteln die Rede sein kann;" erwiederte er ruhig. „Ich kann daher auch nichts gegen ihn aussagen."

„Und wenn Sie sich recht besinnen wollen;" sagte der Andere mit scharfer, bedeutungsvoller Betonung seiner Worte; „so werden Sie selbst eingestehen, daß ich mich nicht irre. Mein Name ist Grimpe, Friedrich Grimpe und als sie vor fünfundzwanzig Jahren so plötzlich Berlin verließen, um — —

„Mein Gott! Sie sind es also?" rief Lacroix der Sprecher schnell unterbrechend und anscheinend mit freudigem Staunen ihm die Hand reichend. „Kommen Sie, kommen Sie. — Ich sehe, Sie sind sehr unglücklich; aber Sie sollen es fortan nicht mehr sein! Welches Glück, daß ich Sie gefunden habe! — Mein Herr," wendete er sich dann zu dem Gensd'arm, der sehr überrascht diese Erkennungsscene mit angesehen hatte. „Sie sehen, daß nun nicht mehr die Rede sein kann, diesen Mann zur Strafe zu ziehn. Es ist ein alter theurer Freund von mir, der einst in besseren Umständen war, aber es soll ihm von jetzt ab an nichts mehr fehlen. — Entschuldigen Sie, wenn wir Ihnen diese Störung machten, — und Sie, kommen Sie fort, die Leute fangen an, aufmerksam auf uns zu werden. — Kommen Sie."

Es zog bei diesen Worten den Mann, der sich

Grimpe genannt hatte, mit sich fort, den Polizeibeamten sehr höflich grüßend, der diesen Gruß mechanisch erwiederte und dann verwundert den beiden Männern nachblickte, ungewiß ob er sie weiter aufhalten, oder sich einen anderen Gegenstand für seine polizeilichen Maßregeln suchen solle. Endlich entschied er sich für das Letztere, warf den Kopf etwas in die Höhe und befahl mehren barfüßigen Straßenjungen, die sich um ihn versammelt hatten, auseinander zu gehen. In großer Sebstzufriedenheit, dies Gebot sehr schnell befolgt zu sehen, schritt er dann gelassen auf und nieder, vollständig gefaßt, allen staatsgefährlichen Ereignissen, wie brennenden Tabackspfeifen, betrunknen Fuhrleuten u. s. w. sogleich mit der gehörigen Energie begegnen zu können.

Indessen waren die beiden Männer von der Chaussee ab und in einen Seitenweg eingebogen, der von Spaziergängern weniger besucht schien. Sie waren schweigend neben einander gegangen, und als sie da hineintraten, hatte Keiner den Andern aufgefordert, weder durch Blick noch Worte. Jeder schien vielmehr einem innern Antriebe zu folgen, der in Beiden der gleiche war. Und als sie da in dem einsamen Gange des Laubgewölbes langsam neben einander hinschritten, sprachen sie auch nicht mit einander, sondern verharr-

ten in finsterem, feindlichen Schweigen und vermieden, vor sich zur Erde blickend, einander in's Auge zu sehen.

Plötzlich aber blieb Lacroix stehn, er wendete sich gegen seinen Begleiter, und demselben mit seinen dunklen, blitzenden Augen in's Gesicht schauend, sagte er:

„Du willst also Geld von mir?"

Der Andere schlug bei dem auf ihm ruhenden Blick die Augen nieder; er hielt einen rohen Dornstock in der Hand und bohrte mit demselben in die Erde.

„Ja wohl brauche ich Geld;" sagte er endlich barsch. „Ich brauche viel Geld, aber ich will kein Allmosen, ich denke, Sie werden mir etwas borgen, eine Summe, die ich Ihnen zurückgeben kann, wenn meine Umstände sich gebessert haben, ein Darlehn bis — und wenn es nicht eher sein sollte — bis zum jüngsten Gericht."

Er stieß ein heiseres, höhnisches Gelächter aus bei diesen Worten; aber Lacroix schien nicht darauf zu achten.

„Du kannst es nennen wie Du willst; ein Darlehn, ein Geschenk, ein Allmosen, es bleibt sich gleich. Wie viel brauchst Du, das ist die Frage?"

„Ich habe es Ihnen schon gesagt, daß ich vor drei Tagen von der Festung zurückgekehrt bin;" fuhr

Jener mürrisch fort, noch immer mit seinem Stock in der Erde wühlend und zeichnend. Ich habe auch eine Frau und einen Sohn, das wissen Sie auch noch nicht. — Sie hätte sich von mir scheiden lassen können, als ich vor fünfzehn Jahren abgeführt wurde, aber sie hat's nicht gethan — nicht etwa aus Liebe — nein es hätte ihr zu viel Geld gekostet. Wie ich zurückkam, wollte ich meine Zuflucht zu ihr nehmen. Ich suchte sie auf, — sie hat einen kleinen Handel mit Obst und Gemüsen und muß es sich allerdings sauer genug werden lassen, es ist wahr, aber ich hab's doch nicht gedacht, daß sie mich so aufnehmen würden; — sie haben mich geschlagen und mich zur Thür hinaus geworfen, sie, meine Frau und mein Sohn, mein eigener, leiblicher Sohn; — sie haben's gethan, ja, ja, 's ist wahrhaftig wahr!"

Ein Anderer hätte vielleicht bei der Erwähnung eines so entsetzlichen Vorfalls ein Zeichen seines aufgeregten Gefühls von sich gegeben, ja wir behaupten sogar, daß manches Auge nicht trocken geblieben wäre, das viele lange Jahre hindurch sich des Weinens entwöhnt; — aber der Sträfling erzählte das mit der rauhen heiseren Stimme, so ruhig gleichgültig, als ob er von einer dritten, ihm ganz fremden Person spreche, seine Faust griff zwar so fest und krampfig in den

Stock hinein, mit welchem er spielte, als wolle er seine Finger in das Holz abdrücken; aber das konnte sein Zuhörer nicht sehen. Aber auch das Gesicht dieses blieb starr und unbeweglich, er sagte nur, seine frühere Frage wiederholend: „Wie hoch ist die Summe?“

„Wenn Sie mir etwa dreihundert Thaler geben könnten, würde ich genug haben, um irgend etwas damit anzufangen, auch meine Frau würde mich bei sich aufnehmen. Ich brauchte dann vielleicht nicht zu einem neuen Verbrechen zu schreiten.

Er hatte diese letzten Worte auf eine sonderbare Weise betont.

„Ich habe die Summe nicht bei mir,“ versetzte Lacroix ruhig; „aber die Hälfte kann ich Dir gleich geben. — Ist Dir das genug?“

„Ich sagte dreihundert; — es kann davon nichts abgehn.“

„So sollst Du das Andere morgen haben. Ich will es Dir zuschicken.“

Der Sträfling schüttelte ungläubig den Kopf.

„Ich würde lange darauf warten können,“ sagte er. „Nein — ich will mit in ihre Wohnung gehen.“

„Das geht nicht,“ erwiederte Lacroix rasch. „Es würde auffallen, wenn man mich in solcher Beglei-

tung ankommen sahe. — Aber da, hier ist das Geld, und für diesen Ring wird man Dir mehr geben, als die andern hundert und fünfzig Thaler. — Jetzt aber geh, ich denke, Du hast mich genug geplündert; — und das sage ich Dir," fügte er hinzu, die Hand auf die Schulter des Mannes legend, um ihn zu veranlassen aufzublicken und ihm in's Gesicht zu sehen; „das sage ich Dir, mit diesem Augenblick hört unsere Bekanntschaft auf. Wenn ich mich jetzt an frühere Zeiten zurückerinnert habe, so geschah es aus Mitleid mit Deinem Elend, hörst Du. — Die Todten stehen nicht wieder auf, um gegen die Lebendigen zu zeugen und die Barmherzigkeit Gottes ist groß und herrlich genug, dem reuigen Sünder zu verzeihen. — Ich habe Buße gethan, genug um ein ganzes Leben voll Verbrechen aufzuwiegen, mein Gewissen ist ruhig, — und was die weltliche Obrigkeit anbetrifft, so denke nicht, mich damit zu schrecken. Du weiß es, daß man dem Zeugniß eines Verbrechers, wie Du es bist, keinen Glauben schenken wird, und Deine Anklage kann mich höchstens in Ungelegenheiten, Dich aber auf den Galgen bringen. — Das merk Dir und nun lebe wohl."

Er wendete sich bei diesen Worten rasch um und ging fort.

Er sah sich nicht um, ob Jener ihm folge, er

ging auch nicht schneller, als ein gewöhnlicher Spaziergänger, ja er mäßigte sogar seine Schritte, da er bemerkte, daß er unwillkürlich etwas rasch ausgeschritten war, denn er wollte durchaus nicht, daß es aussehen solle, als wünsche er seinem Verfolger durch diese Eile zu entgehen und meinte, daß seine letzten Worte hinreichend gewesen wären, denselben zurückzuhalten.

Eine kleine Gesellschaft, einige Herren und Damen gingen bei ihm vorüber. Er sah sich um, scheinbar um ihnen nachzublicken, in der Wirklichkeit aber, um nach dem Manne zu sehn, den er eben verlassen hatte; seine Stirn runzelte sich, als er sah, daß ihm derselbe dennoch gefolgt war.

„Er darf es nicht erfahren, wo ich wohne und daß ich meinen Namen geändert habe;“ sagte er zu sich selbst. „In dem Zustande, in welchem er ist, wird das Geld, was ich ihm gegeben habe, bald genug vergeudet sein und er würde kommen, mich auf's Neue zu brandschatzen. — Bah, ich mache mir nichts aus seinen Drohungen, aber es könnte, den ganzen Zweck meines Hierseins vereiteln. Er darf es nicht wissen.“

Lacroix schritt bei diesen Worten schneller aus, da er sich auf der Chaussee nach den Zelten befand, die von Spaziergängern belebt war, und er darauf

hoffte, in dem Gedränge seinen Verfolger los zu werden. Aber er erreichte seine Absicht nicht; Jener hatte sie errathen und war ihm so schnell gefolgt, daß er sich kaum zehn Schritte von ihm entfernt befand. Vergeblich sah sich Lacroix nach einem Fiaker um; es war keiner in der Nähe, und so trat er endlich in eins der am Wege liegenden Kaffeehäuser, um dort zu warten und so die Geduld des Andern zu erschöpfen.

Es fand ein Concert von Blaseinstrumenten in dem Garten statt, doch war das Local nicht so überfüllt, daß Lacroix nicht noch ganz vorn am Eingange einen Platz gefunden haben sollte. Er bestellte sich etwas zu trinken und setzte sich dahin, absichtlich, um dem Manne zu zeigen, es sei ihm gleichgültig, ob er beobachtet werde oder nicht. Aber dieser schien dadurch nicht irre zu werden. Er lehnte sich dem Eingange gegenüber an einen Baum, und um seinen Entschluß, dort das Fortgehn des Anderen unter jeden Umständen abzuwarten, noch deutlicher anzudeuten, rief er eine Frau, welche Lebensmittel in einem Korbe feilbot, zu sich heran und kaufte sich einige Eßwaaren. Lacroix hatte sich eine Cigarre angezündet, er sah sich gleichgültig nach allen Seiten um; einmal war er aufgestanden, um zu sehen, ob das Lokal nicht noch einen

Ausgang habe, aber dies war nicht der Fall, die hintere Seite des Grundstücks war durch einen Arm der Spree begrenzt. So kehrte er wieder an seinen Platz zurück. Er saß da eine ganze Stunde, es begann bereits zu dunkeln, aber jener rührte sich nicht. Das Concert war beendet, die Leute fingen an, sich zu entfernen, bald befanden sich nur noch Wenige anwesend und auch außen auf der Promenade hatten die Spaziergänger sich allmälich verlaufen.

Lacroix rief einen der Kellner, welche damit beschäftigt waren, die Teller und Gläser von den Tischen zu räumen, und trug demselben auf, ihm einen Wagen anzuschaffen. Dieser ging und kehrte bald darauf mit einen Fiaker zurück. Kaltblütig zündete er sich darauf eine frische Cigarre an, gab dem Kellner ein Trinkgeld für seine Mühe und ging dann hinaus. An den Wagenschlag tretend, nannte er dem Kutscher die Nummer irgend einer Straße, welche ihm grade einfiel, und befahl ihm dann schnell zuzufahren.

In demselben Augenblick, in welchem er auf der einen Seite einstieg, trat der Mann, welcher sich Grimpe genannt hatte, von der andern Seite her auf den Wagentritt.

„Halten Sie — ein Wort!“ sagte er zu Lacroix.

Der Kutscher hatte dies nicht bemerkt und die Pferde schon vorwärts getrieben, durch das Sprechen aber aufmerksam gemacht, hielt er wieder an.

„Was willst Du?“

„Ich kann den Ring nicht brauchen; — wenn ich ihn verkaufen wollte, würde man mich als Dieb festnehmen. — Ich werde Sie nach ihrer Wohnung begleiten. Es ist jetzt dunkel.“

„Fahr zu, Kutscher!“ rief Lacroix wüthend, denn seine lang verhaltene Aufregung begann loszubrechen. — „Fahr zu und bekümmere Dich nicht um diesen Betrunkenen.“

Der Kutscher peischte auf die Pferde und der Wagen flog vorwärts, während Jener noch immer auf den Tritt stand und sich an die Wagenthür anklammerte.

„Willst Du herunter?!“

„Nein!“

Und während diese Worte gewechselt wurden, machte der Sträfling einen Versuch, über die Thür weg in das Innere des Wagens hineinzusteigen. Lacroix packte ihn der Brust, um ihn zurückzustoßen. Der Kutscher wendete sich um, diesen Streit mit anzusehen, als die Leine durch eine plötzliche Bewegung des Sattelpferdes seiner Hand entfiel. Während er

sich bückte, um dieselbe wieder zu erfassen, rannten die Thiere in raschem Galopp weiter. Die beiden im Streit begriffenen Männer achteten indessen nicht darauf. Grimpe wollte sich von der Faust Lacroix's losmachen; da ihm dies nicht gelang, erhob er drohend seinen Stock, während er sich nur noch mit der einen Hand festhielt. In diesem Augenblick, und es war schwer zu entscheiden, ob Lacroix sie geöffnet, oder ob sie durch einen Zufall aufgegangen war, flog die Wagenthür zurück. Grimpe stieß einen fürchterlichen Schrei aus und stürzte rücklings zur Erde, während die Pferde, durch diesen laut gellenden Schrei nur noch unbändiger gemacht, wild die Chaussee entlang jagten.

Erst nahe am Thore gelang es dem Kutscher, sich wieder der Thiere zu bemeistern, und er hielt mit der Frage an, ob er zurückfahren solle, um Jenem Beistand zu leisten.

„Bah, er wird sich ein Loch in den Kopf geschlagen haben, als er 'runtersprang;" entgegnete Lacroix kaltblütig." Der Kerl mußte betrunken sein, anders kann ich's mir nicht erklären, denn ich habe ihn nie zuvor gesehn. — Fahr zu, sonst haben wir ihn gleich noch einmal auf den Hals."

Der Kutscher fuhr weiter, rasch, was die Pferde laufen wollten, aber noch während der Fahrt blickte

sich Lacroix von Zeit zu Zeit scheu um, als fürchte er, sein Verfolger könne auf's Neue hinter ihm sein.

Endlich hielten sie in der Straße, die er bei'm Einsteigen bezeichnet hatte; er stieg rasch aus, bezahlte und eilte dann schnell weiter, bis er auf einen andern Fiaker stieß, in welchem er nach seiner Wohnung fuhr.

Es war nichts Auffallendes in derselben. Zwei Zimmer, einfach aber mit einem gewissen Anstrich von Wohlhabenheit, die an Reichthum grenzte, meublirt. Etwas Ungewöhnliches war indessen ein ziemlich großes Crucifix, von Holz geschnitzt, das an der Wand des kleineren der beiden Zimmer, des Schlafzimmers, hing; ein Betschemel stand darunter.

Bei seinem Eintreten schloß Lacroix die Thür hinter sich ab, dann zog er den Rock aus, warf denselben auf einen Stuhl und ging mit raschen, hastigen Schritten im Zimmer auf und ab. Von Zeit zu Zeit trank er einen Schluck Wasser und endlich öffnete er das Fenster, und lehnte sich hinaus. Die kühle Nachtluft, die ihm von der Straße entgegenwehte, trocknete nach und nach die heißen Schweißtropfen, die von seiner Stirn herabrieselten, während er seinen Gedanken hingegeben, mechanisch kleine Stückchen Kalk von dem Sims des Fensters

losbrach und dieselben auf die Straße hinunterwarf oder zu Staub zerrieb.

„Daß ich auch gerade ihm begegnen mußte;“ murmelte er dabei in abgebrochenen Sätzen die Worte herausstoßend. — „Es kennt mich Niemand weiter hier — Niemand unter diesen Tausenden von Menschen — Nur er — ihm gerade zu begegnen! — Und daß er mich auch gerade erkannte. — Aber ich war selbst Schuld daran, — ich Thor!“

Endlich wurde er ruhiger. Er zog sich vom Fenster zurück und nachdem er noch einige Mal das Zimmer mit langsamen Schritten durchmessen, zog er das Schubfach einer Kommode auf und nahm aus demselben ein merkwürdig aussehendes Instrument hervor. Es war ein starker, handbreiter lederner Riemen, vielleicht etwas länger als eine Viertel-Elle; an der einen Seite desselben waren dünne, schmale Streifen, ebenfalls von Leder, befestigt, über eine Elle lang, jeder mit einer Reihe scharfer, spitziger Häkchen besetzt, und an dem äußersten Ende mit einer kleinen Bleikugel versehen.

Und nun begann ein eben so sonderbares als widerwärtiges Schauspiel.

Lacroix ging in das Schlafzimmer, er entledigte sich seiner Weste und ließ das Hemd über die Schul-

tern zurückfallen, daß Brust und Nacken entblößt waren; man sah diese Theile seines Körpers mit theils noch frischen, theils eiternden Wunden bedeckt. Dann kniete er auf den Betschemel nieder und seine Lippen bewegten sich in leisem, hastigem Gebet. Aber der Anblick, welchen er gewährte, war nicht der eines demüthigen, reuigen Sünders. Er hatte den Kopf nicht auf die Brust geneigt, wie das schuldbeladene Bewußtsein vor Gott zu treten pflegt, sein Blick war vielmehr emporgerichtet und seine Augen hefteten sich stier und glänzend, wie die eines Wahnwitzigen auf das Antlitz des Gekreuzigten. — Und das war nicht mehr Gott, der lebendige, ewige, allmächtige Gott, an welchen er die Worte seines Gebetes richtete, es war das todte, holzgeschnitzte Bild, welches er anbetete, von dessen starren, schmerzverzerrten Zügen er ein Lächeln der Verzeihung und der Gnade zu erwarten schien.

Nachdem er das Gebet beendet, ließ er den Kopf niedersinken und griff nach jenem Riemen, den er neben sich niedergelegt hatte. Dann begann er Rücken und Brust damit zu geißeln; mit den spitzen Haken, die tief in's Fleisch drangen, den alten Wunden neue hinzufügend und die alten wieder aufreißend. Er betete dabei; aber der Schmerz, welchen er empfand, war

so heftig, daß ein schreckliches, halbunterdrücktes Wimmern zuweilen sein Gebet unterbrach, doch die Herrschaft, welche sein Geist über den Körper ausübte, war gewaltig genug, daß er das Marterwerkzeug auch nicht einen Augenblick minder kräftig handhabte, sondern mit voller Armeskraft zuschlug; und ein entsetzlicher Anblick war's in der That, diesen Mann winseln und sich krümmen zu sehn unter einer freiwilligen Marter, deren Qualen er von Minute zu Minute mehrte.

Endlich hielt er inne; er betete noch einmal und stand dann auf, um sich das Blut abzuwaschen, das in dicken, schwarzen Tropfen an seinen Hüften herabtroff. Nachher zog er sich einen leichten dünnen Rock an, nahm die Briefe, welche er auf der Post in Empfang genommen hatte, aus seiner Rocktasche und las dieselben aufmerksam durch. Dann ergriff er selbst die Feder und begann eifrig und anhaltend zu schreiben. —

Der Morgen, der lustige, frische Morgen bat seinen guten Freund, einen kleinen, spaßhaften Burschen von Südostwind, ein wenig die schweren Gardinen zurückzuschieben, die vor dem geöffneten Fenster hingen und blickte dann neugierig in das Zimmer hinein, wo der Mann mit dem übernächtigen, verstörten Gesicht noch immer saß und arbeitete. Wie

der es aber an dem Rascheln der Vorhänge hörte, daß man ihn beoachten wolle, stand er auf und schloß das Fenster; als er bei dieser Gelegenheit einen Blick in den Spiegel warf, schreckte er vor seinem eigenen Aussehn zurück. Sein Haar hing ihm wirr um die Stirn, seine Augen waren tief eingesunken und das Gesicht mit Blut befleckt. — Dennoch zwang er sich zu einem Lächeln, er reinigte das Gesicht, ordnete sein Haar und warf sich dann auf's Bett, die versäumte Nachtruhe nachzuholen.

Viertes Kapitel.

Welches außer Anderem, auch eine interessante Familienscene beschreibt und zugleich über die Thätigkeit des Herrn Stubbs umständlich berichtet.

Wir beeilen uns, denjenigen Lesern, welche gewöhnt sind, bei jeder nicht ganz umständlich aufgeklärten Stelle einer Erzählung sofort einen tragischen, wo nicht blutigen Ausgang zu vermuthen, die beruhigende Versicherung zu geben, daß der Fall, welchen der Mann gethan, den wir Grimpe genannt haben, durchaus nicht so gefährlich war, als er es hätte sein können. Er war zwar mit dem Kopfe gegen das Pflaster der Chaussee geschlagen und hatte sich diesen Theil seines Körpers derartig verletzt, daß er für den Augenblick besinnungslos dalag, aber diese Verwundung war doch nur unbedeutend zu nennen, obgleich der Mann in seinem ganzen Leben nie so nahe daran gewesen war, eines jämmerlichen Todes zu sterben, als da, wie er dort an der Erde lag. Ein anderer Wagen kam nämlich im vollen Gallopp heran und da es dunkel war, bemerkte der Kutscher nicht den im Wege Liegenden, der unfehlbar von den Rädern zer-

malmt worden wäre, wenn nicht die Pferde selbst so gescheidt gewesen, plötzlich in ihrem Laufe einzuhalten, um zu warten, ob Jener sich nicht gefälligst aus dem Wege bemühen werde.

„Hallo! — Was ist?“ fragte der junge Mann, der in der Chaise saß und durch das unerwartete Anhalten der Pferde aus seinen Träumereien wachgerufen wurde.

„Es ist nichts, blos ein Betrunkener oder ein Todter, der gerade im Wege liegt;“ entgegnete der kaltblütige Kutscher, der inzwischen nachgesehen hatte, wovor die Pferde scheuten und sodann ruhig vorbeizufahren suchte. „Unverschämter Kerl das, sich so mitten in den Weg zu legen. Da — das ist dafür.“

Die Vertheidiger des Prügelsystems, die von der Ansicht ausgehn, daß durch die Anwendung einer tüchtigen Tracht Schläge sich überall die besten Resultate erreichen lassen, hätten bei dieser Gelegenheit einen ziemlich deutlichen Gegenbeweis ihrer Theorie gehabt, denn ein paar kräftige Peitschenhiebe, die der Kutscher dem Gegenstand seines Unwillens verabreichte, brachten nicht die geringste ersichtliche Wirkung auf diesen hervor. Der Besitzer des Wagens hielt es indessen durchaus nicht für so unbedingt nothwendig und vortheilhaft, dem vielleicht Ohnmächtigen mit Peitschenhieben

aufzuwarten, sondern befahl in sehr unwilligem Tone, der Kutscher möge halten und solle sich unter keinen Umständen unterstehen, noch einen Schlag zu thun. Dann sprang er selbst aus dem Wagen, um sich von dem Zustande des Mannes, und ob noch Hülfe möglich sei, zu überzeugen. Der Inhalt einer kleinen buntbemalten Branntweinflasche, die der Kutscher aus der Wagentasche herbeibrachte, bewies sich auch in diesem Falle weit geeigneter als jenes Verfahren, den Bewußtlosen wieder in's Leben zurückzurufen. Nachdem ihm die Schläfe damit gewaschen, auch einige Tropfen davon eingeflößt waren, stieß er einen Seufzer aus und schlug endlich die Augen auf.

„Nun wie stehts, guter Freund?“ sagte der junge Mann, der sich recht menschenfreundlich, ohne auf den besudelten, schmierigen Anzug des F mden zu achten, diesen Hülfsleistungen selbst unterzogen hatte. „Wie stehts? Versucht 'mal, ob Ihr Euch aufrichten könnt? — He? 's wird gehn, nicht wahr?“

Grimpe faßte mechanisch mit der Hand nach der Stelle seines Kopfes, wo er sich verletzt hatte.

„Ach, es ist nicht gefährlich,“ fuhr Jener tröstend fort. „Ein wenig kaltes Wasser wird das Blut wegnehmen und die Wunde heilen: — So, da seid Ihr ja auf den Beinen, und nun will ich Euch in

den Wagen hineinhelfen und Euch nach Eurer Wohnung bringen.“

Mit Hülfe des Kutschers wurde Grimpe, der noch immer nicht recht zum klaren Bewußtsein gekommen war, in den Wagen hineingehoben; ein zweiter Schluck aus der kleinen Flasche that indessen Wunder und er ward dadurch in den Stand gesetzt, auf Befragen zu erklären, daß er in der „wüsten Gasse“ wohne. Der Kutscher schien wenig erfreut über die Aussicht, noch eine Spazierfahrt nach einem Stadttheile hin zu machen, welchen er vor sich hinmurmelnd als eine „schöne Gegend“ bezeichnete, aber als sie das Thor erreicht hatten, meinte der Verwundete, daß er sich inzwischen hinlänglich erholt habe, um allein nach Haus gehen zu können. Umsonst versuchte der junge Mann ihn von seinem Vorhaben abzubringen; er beharrte hartnäckig bei diesem Vorsatze, und Jener glaubte in dem Benehmen des Verwundeten eine Art von scheuer Aengstlichkeit wahrzunehmen, mit welcher er von Zeit zu Zeit einen forschenden Blick auf ihn warf, welcher die Dunkelheit zu durchdringen versuchte. Da seine Worte durchaus keinen Erfolg hatten, befahl der junge Mann endlich dem Kutscher zu halten, und dieser that es bei einer vereinzelt brennenden Laterne, deren flackernder Schein die Gesichter der Anwesenden

erhellte. Die Züge Grimpe's nahmen, als er nun seinen Retter deutlich sehen konnte, den Ausdruck eines entsetzlichen Schrecks an. Seine Augen traten weit aus ihren Höhlen hervor, seine Haare schienen sich emporzusträuben, seine Brust schwoll mühsam auf und nieder.

„Was ist? — Was fehlt Euch rief der Andere erschrocken und in der Meinung, es handle sich um einen Anfall von Krämpfen.

„Rühren Sie mich nicht an;" rief Grimpe mit wahnsinniger Heftigkeit. „Wer sind Sie? — Wie ist Ihr Name?"

„Mein Name? — — Was kümmert das Euch wie ich heiße. Ihr seid sehr krank guter Freund."

„Wie heißen Sie? — Sie machen mich verrückt, wenn Sie's nicht sagen!" erwiederte Jener, noch immer den stieren Blick auf ihn geheftet, als ob er eine übernatürliche Erscheinung gewahre.

„Wenn Euch so viel daran liegt, sollt Ihr's wissen. Ich heiße Horn, Alfred Horn;" sagte der junge Mann wohlwollend.

„Horn? — Nein, nein, es ist nicht möglich. Sie sind es selbst, — Sie sind er! Sie sind's! — Lassen Sie mich, lassen Sie mich fort!"

Und ehe der junge Mann es verhindern konnte, hatte Grimpe den Schlag des Wagens aufgerissen, war hinausgesprungen, und lief mit wahnsinniger Hast die Straße entlang. Es wäre vergeblich gewesen, ihn bei der Schnelligkeit, mit welcher er lief, einholen zu wollen, und verwundert, doch auch zugleich unangenehm durch diesen Vorfall berührt, gab der junge Mann dem Kutscher den Befehl weiter zu fahren, was dieser auch in großer Hast that; und da er zu dem Verein gegen Thierquälerei gehörte, so gab er sich das Wort darauf, fortan jeden im Wege Liegenden überzufahren, um seine Pferde nicht in die Verlegenheit zu bringen, noch ungeheure unbezahlte Strecken bei später Nachzeit zurücklegen zu müssen.

Wie ein gejagtes Wild war inzwischen Grimpe die Straßen entlang gelaufen; als er das Rasseln des fortfahrenden Wagens hörte, glaubte er anfänglich, man verfolge ihn und verdoppelte seine Eile, bis endlich jenes Geräusch in der Ferne verklang und er erschöpft und athemlos seinen Weg im langsamen Schritte fortsetzen mußte. Bei einem Straßenbrunnen in einer engen Gasse blieb er stehen, pumpte Wasser über seinen zerschlagenen, blutigen Kopf, und wusch sich Gesicht und Hände. Das kalte Wasser erfrischte ihn unendlich. Sein Blut, das wild durch die Adern

gejagt, wurde ruhiger, seine verworrenen Gedanken klarer. Er stützte sich auf die Brunnenröhre und stand einige Minuten nachdenklich da. Die plötzliche Abkühlung, nachdem er durch innere Aufregung und rasches Laufen so erhitzt gewesen, machte ihn fieberhaft schaudern; aber er schien es gar nicht zu fühlen und verharrte regungslos in derselben Stellung. Schwerfällige, schlurfende Tritte, die sich ihm näherten, weckten ihn endlich auch seiner Betäubung. Es war der Nachtwächter, welcher auf ihn zukam, und um jede Begegnung mit demselben zu vermeiden, ging er fort; aber er lief nicht so schnell wie vorher, sondern ging langsam, ganz langsam und so gelang es es ihm denn auch, seine verworrenen Gedanken zu ordnen, und seiner kranken, tollen Phantasie in die Zügel zu greifen.

„Nun,“ sagte er endlich zu sich selbst, während er die Hände in die Taschen seiner Beinkleider gesteckt, von Zeit zu Zeit stehen blieb; „nun, da habe ich mich wieder einmal betragen wie ein Kind, wie ein recht dummes, einfältiges Kind, — es ist nur ein Glück, daß es so abgegangen ist. — Welcher Wahnsinn, sich durch eine Aehnlichkeit so in Schrecken setzen zu lassen! — Und es war weiter nichts als eine Aehnlichkeit, gewiß, nichts weiter! Ich würde aber auch nicht den

Kopf verloren haben, wenn das Uebrige nicht vorhergegangen wäre. — Teufel, ich glaube, er hätt's gern gesehen, wenn ich mir's Genick gebrochen hätte, oder wenigstens der Wagen über mich fortgegangen wäre; — doch ich will Dir's einträncken; ja, das will ich! Ich werde Dich finden, mein guter, unschuldiger Freund, und wenn Jahre darüber hingehen, und wenn Du Dich am Galgen selbst verstecken würdest, ich werde Dich finden und dann wollen wir Abrechnung mit einander halten, ja, das wollen wir!"

Er schüttelte bei diesen Worten heftig die geballte Faust, die er drohend emporgehoben hatte, als sei die Person zugegen, welcher diese Drohungen galten, und gleich als ob diese Gedanken der Vergeltung und Rache ihm neue Kräfte gegeben hätten, beschleunigte er seine Schritte nachdem er zuvor einige Augenblicke stehen geblieben.

Zwischen engen, schmutzigen Winkelgassen hineilend, bog er endlich in die engste, schmutzigste ein und stand vor einem kleinen einstöckigem Hause still. Die Fenster desselben, und es waren deren überhaupt nur drei, das eine links, die beiden anderen rechts von der Hausthür, waren mit wurmstichigen, morschen Laden verschlossen und ein Lichtschein schimmerte durch die Spalten des ersteren. Grimpe legte sein Ohr an

diesen Laden und horchte. Es war innen Alles still, nur das schwerfällige Ticken einer Wanduhr vernehmbar. Endlich pochte er schüchtern und leise an. Alles blieb still, er wiederholte das Pochen etwas stärker, wartete ein Weilchen, klopfte wieder und endlich hörte man innen eine Stimme fragen, wer da sei.

„Ich bin es;" erwiederte Grimpe.

Obwohl dies gewissermaßen die bestimmteste Bezeichnung seiner Person war, die er nur irgend geben konnte, so schien doch der Fragende durchaus nicht dadurch befriedigt zu sein, sondern wiederholte jene Frage und zwar diesmal so laut und gellend, daß man die Stimme sofort als einem weiblichen Individuum gehörend erkennen mußte.

„Bist Du es Friedrich?"

„Ja wohl, ich bin's," sagte Grimpe und setzte dann etwas leise hinzu: „Sie hält mich für den Jungen."

Daß er mit dieser Vermuthung Recht gehabt hatte, stellte sich auch bald genug heraus, denn als die Frau die Thür öffnete und dem Eintretenden mit einem dünnen abgelaufenem Licht entgegenleuchtete, hätte sie ohne Weiteres die Thür wieder in's Schloß geworfen, wenn er nicht sogleich einen Fuß über die Schwelle gesetzt hätte.

„Du bist es? Du Lump, Du 'Rumtreiber;“ sagte sie, aber ohne die Thür loszulassen und sich grade in den Eingang stellend. „Hast Du das letzte Mal nicht genug gekriegt? — Geh' zum Teufel!“

In so fern man sich nur unter dem Teufel — und diese Ansicht dürfte heutigen Tages wohl die vorherrschende sein — nicht grade eine bestimmte Person vorstellt, sondern dieses Wort vielmehr als einen Gattungsnamen betrachtet, um mit demselben eine gewisse Klasse von Individuen zu bezeichnen, die sich durch ihre liebenswerthen Eigenschaften sehr gut dazu qualifiziren würden, die Befugnisse und Geschäfte des Höllenfürsten zu übernehmen, in so fern daher auch die Dame wohl von derselben Ansicht ausgehen mochte, wäre es wohl für Grimpe überflüssig gewesen, sich noch weiter zu bemühen, wenn er die Absicht hatte, ihren Wunsch zu erfüllen. Denn nach dem, was wir bereits in einigen leisen Andeutungen über den Charakter dieser Dame gehört haben, läßt es sich mit vieler Wahrscheinlichkeit annehmen, daß sie ein besonderes Vergnügen empfunden haben würde, Beschäftigungen wie das Rösten der armen Sünder in möglichst großen Bratpfannen, das Eintauchen derselben in glühendes Blei und ähnliche infernalischen Handreichungen zu übernehmen; und was ihre äußere Erscheinung anbetraf, so war

das eine so kostbare und treffend ähnliche Teufelsmaske, als habe sie die Dame sich in Ermangelung einer besseren Gesichtes eigends bei einem geschickten Larvenfabrikanten bestellt.

Vielleicht mochte Grimpe dieselben Betrachtungen anstellen, wenn er sie auch nicht aussprach, denn er erwiederte mit einer Art von schüchternem Trotz:

„Ich werde nicht gehn Luise, wahrhaftig nicht. — Ich habe Geld, um Dir das Nachtlager zu bezahlen, und wenn Du mit mir gesprochen hast, wirst Du mich bis morgen früh gewiß gern dabehalten."

„Gern? lachte sie höhnisch, aber ohne deshalb nur einen Fußbreit zurückzuweichen; „gern? — Der wäre in der That merkwürdig, der einen solchen räudigen Hund gern bei sich behalten möchte. — Fort, 'raus! Oder ich rufe den Friedrich."

„Er hat schon einmal Hand an mich gelegt, der Sohn an seinen Vater!" sagte Grimpe sanft; „aber ich weiß, er ist heut nicht zu Hause. — Ich bitte Dich „laß mich eintreten, Luise."

„Und wenn er nicht zu Hause ist, glaubst Du, ich hätte nicht Kraft genug in den Knochen, um Dir Deinen kahlen Kopf zu zerschlagen, wie eine Lambertsnuß? Glaubst Du nicht? — Na komm heran, Du Lumpenhund!"

Um dieser eigenthümlich kräftigen Redefigur, deren sie sich bediente, noch mehr Nachdruck zu geben, hatte die Dame bei diesen Worten die Thür losgelassen, sich dafür aber mit dem Hausschlüssel bewaffnet, der groß genug schien, um damit nicht allein eine Nuß von jener kleinen Gattung, sondern auch jede größere Art, sogar Kokosnüsse damit aufzuknacken, besonders, wenn er von einer Faust gehandhabt wurde, so knochig und kräftig, wie die ihre. Und so entschieden und ausdrucksvoll war ihr Gesicht, daß Grimpe unwillkürlich einen Schritt zurücktrat.

„Mein Kopf ist schon wund und zerschlagen;“ erwiederte er demüthig und die Hand abwehrend gegen sie ausstreckend; „und wenn ich bei Dir kein Obdach finde, werde ich diese Nacht auf der Straße sterben müssen und das schöne Geld, was ich bei mir habe, wird Euch verloren gehen.“

„Geld? — Wie kämst Du Lump zu Geld?“ sagte sie ungläubig; aber dennoch hatte der Zauberklang dieses Wortes so weit auf sie gewirkt, daß sie den drohend gehobenen Arm sinken ließ. „Geld? — Geh, das ist eine schlechte List, Dir nur den Eintritt zu verschaffen.“

„Nein, es ist wahr; — es ist wahrhaftig wahr. — Ich habe das Geld durch einen Zufall bekommen.

und wir können auf dieselbe Weise vielleicht noch mehr erhalten.“

„Nun gut, ich will's Dir mal glauben, und wenn's auch nur wäre, um Dir zu zeigen, daß ich nicht schlecht gegen Dich handeln will;“ sagte die zärtliche Gattin. „Komm herein, aber Du kannst sicher darauf rechnen, daß Du mit dem Kopf zuerst zur Thür 'rauskommst, wenn's nicht wahr ist. — Na, was stehst Du noch lange, ich soll Dich wohl erst noch bitten.“

Der Sträfling trat ein; er blieb, während sie die Hausthür schloß, auf dem Flur stehen, so ängstlich und schüchtern wie ein an harte Behandlung gewöhntes Kind, das durch jeden willkürlichen Schritt den Zorn seines Erziehers zu erregen fürchtet. Sie hieß ihn mit barscher Stimme hineingehen; er gehorchte, blieb dann aber wieder stehen, ohne sich zu setzen. Nur sein Blick schweifte, wie wohl auch nur verstohlen, im Zimmer umher, um auf den schäbigen, wurmstichigen Mobilien zu verweilen, alte, gute Bekannte, die er lange, lange Zeit hindurch nicht gesehen hatte, und die ihn ihrerseits mit neugieriger Verdrossenheit anzublicken schienen. Sie hatten sich eigentlich gar nicht verändert, denn sie waren schon damals sehr alt gewesen, als er sie gekauft; nur der Sopha

hatte einen neuen Ueberzug bekommen, das Gestell aber war noch dasselbe geblieben, und die Wanduhr tickte so ruhig und einförmig fort wie immer, und hatte die fünfzehn lange Jahre immer so fort getickt, während welcher ihr Herr im Gefängniß gewesen war, eben so ruhig, eben so langsam wie jetzt. Sie hatte all' die entsetzlichen Stunden seiner langen Verdammniß gezeigt, von dem Augenblick seiner Verhaftung an, bis sie ihm das Urtheil vorgelesen und ihn nach der Strafanstalt gebracht hatten, und dann wieder diese Tage schwerer, mühseliger Arbeit und diese schlaflosen Nächte böser Träume und nagender Gewissensbisse. Sie hatte auch die Stunde seiner Freiheit gezeigt, aber mit derselben mürrischen Gleichgültigkeit, nicht schneller, nicht langsamer gehend, wie irgend jemals, und es war recht lächerlich und kindisch von ihm gedacht, (aber er hatte diesen Gedanken wirklich), daß eigentlich die Uhr mit Schuld habe an seinem elenden Schicksal, und er hätte gern an ihr Rache genommen für Alles was er ausgestanden.

Inzwischen hatte die Frau das Licht, welches sie auf den Flur mit hinausgenommen, in den Hals einer großen Bierflasche gesteckt, welche als Leuchter diente, dann setzte sie sich auf einen zerrissenen Armstuhl nieder, der zwischen dem Ofen und einem

großen Schrank stand und sagte: „Nun wo ist das Geld?"

Grimpe schreckte bei dem Ton ihrer Stimme zusammen, er öffnete seinen Rock und zog aus der Brusttasche ein schmutziges, zusammengelegtes Papier hervor, in welches er die Cassenanweisungen gewickelt hatte, die er von Lacroix erhalten.

„Hier ist es?" sagte er einige der Thalerscheine hinhaltend. „Du siehst, ich habe nicht gelogen."

Gieb her! — Wie viel ist das Ganze?" rief die zärtliche Gattin begierig nach dem Gelde greifend.

„Hundert Thaler; — es ist dreimal so viel, als die Summe, die mich auf die Festung brachte, und ich habe Dir schon gesagt, daß wir auf demselben Wege noch viel mehr bekommen können."

Ungeachtet der Sträfling seine Frau aufgesucht, um bei derselben ein Unterkommen zu finden, hielt er es doch nicht für gerathen, ihr die ganze Summe, in deren Besitz er war, anzuvertrauen. Er reichte ihr das Päckchen, welches die von ihm genannte Summe in Fünfthalerscheinen enthielt, und während sie es sorgfältig durchzählte, erwartete er demüthig, was sie sagen werde.

„Na Du kannst Dich nun setzen," sagte sie, indem sie einen jämmerlichen Versuch machte, ihrem Gesichte

einen freundlicheren Ausdruck zu geben. „Ich will Dir auch eine Tasse Kaffee kochen, obgleich es schon sehr spät ist, aber eine Liebe ist der andern werth; bei einer anderen Frau würdest Du schlecht ankommen, sie so spät zu stören, aber ich bin einmal so gutherzig.“

Grimpe murmelte einige Worte, daß er das mit großem Dank anerkenne, und sich glücklich schätze, solch eine Frau zu besitzen; aber er hätte es gewußt, sie würde ihn doch aufnehmen, und wenn sie auch zuweilen ein Bischen rauh gegen ihn sei, sie hätte ihn doch lieb, er wisse es und sie möge nur Geduld mit ihm haben, dann würde noch Alles gut und glücklich werden. — Und so sonderbar das auch erscheinen mag, dieser Unglückliche sprach in vollem Ernst.

Er war wegen Straßenraub vor Gericht gestellt und, seines Verbrechens vollständig überführt, zu jener schrecklichen Strafe verurtheilt worden. — Und es i s t eine fürchterliche Strafe fünfzehn Jahr Festungsarbeit. — Das spricht sich leicht und schnell aus, fünfzehn Jahr und die Zeit geht rasch an uns vorüber, daß wir sie gern zurückhalten möchten, aber ein Jahr im Gefängniß ist eine Ewigkeit, und nun gar fünfzehn Jahre! — Da schleichen die Stunden mit grauenvoller Langsamkeit und dehnen sich und wollen kein Ende nehmen in dieser entsetzlichen Einförmigkeit des

Lebens. Fünfzehn Jahre! Millionen von Menschen sterben während dieser Zeit; Königreiche erstehen und gehen unter, Erfindungen werden gemacht, die den Erdball erschüttern und alles Bestehende über den Haufen werfen, die Welt ist neu geworden in seiner neuen Generation, aber Alles ist spurlos an jenem Unglücklichen vorübergegangen, die Mauern seines Kerkers sind seine Welt und die sind dieselben geblieben, unverändert, stark und fest, und keine Kunde, kein Ton von der Außenwelt her ist durch die harten Steine zu ihm gedrungen. — Und dennoch, dennoch, trotz dieser unendlich langen Zeit kann sich der Elende nicht von dem Gedanken lossagen (oder es fällt ihm vielmehr nicht ein, überhaupt anders zu denken) es müsse Alles da noch eben so sein wie früher, und zuletzt weiß er es selbst nicht einmal, daß er inzwischen alt und grau geworden ist. Er war ein rüstiger, kräftiger Mann, als sie ihn die Anstalt brachten, und nun rufen sie ihn in des Gefängnißinspectors Stube, wo sie ihm seine Entlassung ankündigen. Ein großer Spiegel hängt da über dem Sopha; er hat während der ganzen Zeit seiner Gefangenschaft sein Bild nicht gesehn und wirft nun neugierig einen Blick hinein. — Gott! Gott! Ist denn das möglich? Die Knie zittern ihm, die Arme sinken kraftlos herab, er weint,

er weint vielleicht zum ersten Mal in seinem Leben. Das hatte er nicht gedacht! Er hat gelebt, ohne gelebt zu haben, er war lebendig begraben und nun er wieder an's Licht, an's Leben herantritt, kennt er sich selbst nicht mehr; er ist ein Todter unter den Lebenden.

So war es auch dem Manne Grimpe gegangen. Er hatte sich mühselig gewöhnt daran zu denken, daß er ein alter, kraftloser Mann geworden in der langen Zeit seiner Gefangenschaft, und daß seine Frau und sein Sohn auch älter geworden, aber er glaubte, daß sie in ihrem Herzen dieselben geblieben wären. Sie war zwar immer rauh und hart gegen ihn gewesen; aber einen solchen Empfang hatte er nicht erwartet, weder von ihr, die er einst lieb gehabt hatte, noch von seinem Sohne. Wir haben gehört, daß sie ihn zur Thür hinausgeworfen bei'm ersten Wiedersehen, und er war mit dem festen Vorsatze fortgegangen, nicht wiederzukommen, und doch hatte er am nächsten Abend und an dem folgenden vor ihrer Thür umhergelungert, wie ein alter Hund, der lahm und krank geworden, von seinem Herrn weggejagt ist und trotz der empfangenen Schläge, doch wieder die Thür aufsucht, die er so lange bewacht hat. Er hatte ja doch auch Niemand auf der weiten Gotteswelt und klam-

merte sich verzweiflungsvoll an die Einzigen an, die ihm noch geblieben waren, und er bildete sich ein, es sei doch noch ein Schimmer von Ruhe und Glück für ihn anderwärts zu finden, als im Grabe.

Und es war eine Art von Glückseligkeit für diesen Elenden, als er sah, wie sich das Weib, seine Frau, daran machte, für ihn den Kaffee zu bereiten, und er zwang sich mit Gewalt, nicht daran zu denken, daß sie's nur für das Geld thue, welches sie noch von ihm zu bekommen hoffte; es war eine Freude für ihn, sich sagen zu können, daß Jemand für ihn sich bemühe, ihm eine Aufmerksamkeit zu erweisen trachte, er hatte ja so lange nichts weiter gesehn, als das mürrische Gesicht des Gefangenwärters, der ihm seine ärmliche Speise brachte, die ihm dennoch köstlich geschmeckt haben würde, hätte sie nur irgend Jemand mit einem freundlichen „Gesegne's Gott" begleitet.

Und so saß er da in stummer, kindischer Vergnüglichkeit, die Hände auf die Knie gestützt, niedergebückt und jede Bewegung der Frau mit den Augen folgend.

In diesem Augenblick hörte man ein neues Pochen an der Fensterlade.

„Ah, es ist Friedrich," sagte sie.

Grimpe war bei diesem Geräusch aufgestanden und schien Willens sie auf den Flur hinauszubegleiten, aber sie winkte ihm mit der Hand, zurückzubleiben. Dann ergriff sie das Licht und ging allein hinaus, ihn im Dunkeln zurücklassend. Er hörte sie die Thür öffnen. Der Angekommene trat ein und Beide sprachen leise auf dem Flur miteinander, dann kamen sie in die Stube.

„Guten Abend, Vater;“ sagte der junge Mensch ihm die Hand hinreichend; „guten Abend.“

Der Alte ergriff die Hand des Sohnes mit seinen zitternden Fingern und hielt sie, ohne ein Wort zu sprechen, so lange fest, bis sie endlich Jener ungeduldig zurückzog.

Es war ein roh aussehender, untersetzter Bursche von etwa neunzehn bis zwanzig Jahren. Er war ein Kind gewesen, ein kleiner, hülfloser Bube, als ihn sein Vater verließ; jetzt war er groß und stark geworden, und Laster und Sünden waren's mit ihm.

„Wo warst Du so spät, mein Sohn?“ sagte endlich Grimpe, nachdem ihre erste Begrüßung vorüber.

„Auf Arbeit; — wo sollte ich sonst gewesen sein?“ entgegnete der Gefragte mürrisch und deutete auf ein Bündel, das er mit in die Stube gebracht, bei seinem Eintritt aber auf's Bett geworfen hatte.

Grimpe saß eine Zeitlang schweigend, als wenn er über etwas nachdächte; endlich rief er den Sohn, der sich inzwischen mit dem Wechseln seines Anzuges beschäftigte, zu sich heran.

„Friedrich;" sagte er mit bebender Stimme, aber er schlug dabei die an die Erde gehefteten Augen nicht auf; „Friedrich, mein Sohn, ich bitte Dich, thu' es nicht mehr."

„Was?" fragte dieser barsch.

„Ich bitte Dich, thu' es nicht mehr;" fuhr der Alte sanft fort. „Laß es Dir eine Warnung sein, was aus Deinem Vater geworden ist. Suche Dir eine ehrliche Beschäftigung und stiehl nicht mehr."

Der junge Mensch brach in ein lautes, gellendes Gelächter aus."

„Du bist verrückt geworden Alter, glaub' ich;" sagte er; „ich werde mich vorsehn, daß sie mich nicht kriegen, das ist das Ganze. — Ich soll ehrlich werden und nicht stehlen! — Ha, ha, ha, ha! das ist wahrhaftig lächerlich, Du alter Schlucker! — Und willst Du vielleicht so gefällig sein, mir zu sagen, was ich thun soll? — He? — Willst Du etwa für mich arbeiten? — Oder hast Du mich etwas lernen lassen in meiner Jugend, wenn Du doch so klug plaudern willst. — Halt Du Dein Maul und kümmere Dich

um Deine Sachen, und wenn Dir's gefällig ist, so sage doch, wo Du das Geld herbekommen, was Du der Mutter gegeben hast.“

Grimpe erwiederte diese Worte nur durch einen tiefen, schmerzvollen Seufzer, der sich mit solchem Stöhnen seiner Brust entrang, daß der junge Mensch zusammenschreckte.

„Bah, was sind das für schlechte Redensarten;“ unterbrach in diesem Augenblick die Frau das Gespräch; „der Kaffee ist fertig und nun setzt Euch beide an den Tisch und trinkt ein paar Tassen, und Du Alter zanke nicht und mach' mir den Jungen nicht böse; er hat wahrhaftig recht.“

Grimpe rückte an den Tisch heran, und das heiße Getränk, obwohl es schlecht genug war, that ihm in seinem fieberhaften Zustande doch sehr wohl. Aber nachdem seine heftige Aufregung vorüber, machte, als er sich in dem Zustande der Ruhe befand, seine gänzliche Erschöpfung sich immer mehr geltend. Er schlief ein, während sie ihm die Tasse auf's Neue vollschenkten, und wäre beinahe vom Stuhl gefallen, hätten sie ihn nicht gehalten. Ein Versuch, ihn wieder zu ermuntern, war vergeblich, und als sie ihn endlich mit Gewalt in die Höhe rissen, taumelte er wie ein Trunkener, bis sie ihn in eine Ecke des Zimmers geschleppt

hatten, wo sie ihn auf einen Strohsack legten, den die Frau aus ihrem Bette genommen.

„Er schnarcht wie ein angestochenes Ferkel;" sagte der gütige Sohn in seiner blumenreichen Sprache; „ich möchte nur wissen, wo er das Geld hergekriegt hat."

„Ich möcht's auch wissen; aber laß nur gut sein, wir werden's morgen erfahren;" erwiederte die Frau.

„Ich meine aber, 's wird gut sein, wenn wir ihn visitiren thun, ob er noch mehr Geld bei sich hat," sagte der junge Mensch auf den Schlafenden blickend, und schob kaltblütig mit seinem Fuß das eine Bein des Vaters, das von dem Strohsack herabhing, auf denselben herauf. „Ich calculir', er muß noch mehr haben und hat Dir nicht Alles gegeben. — Gieb' mal das Licht her, wir wollen zusehen."

„Und 'n Loch hat er auch im Kopf und ist ganz blutig;" fuhr der liebenswürdige Sohn fort, während er sich an die Untersuchung machte. „Ich wollte, er hätte einen Mord gethan, dann wären wir'n los! Ich würde gleich selbst die Anzeige machen thun. — Da ist ein Papier. — Was ist das? — Wahrhaftig, da ist noch Geld."

Es war ein schauerlicher Anblick, den diese drei Personen bei dem dürftigen Scheine des Sechspfen-

niglichtes gewährten. Der Alte, auf dem Strohsack liegend, schmutzig und blutend mit den spärlichen grauen Haaren, ein regungs- und willenloser Körper, die beiden Anderen neben ihm kauernd und seine Taschen mit gierigen Gesichtern hastig durchwühlend, als gelte es, einen Erschlagenen zu plündern.

„Scheint weiter nichts mehr da zu sein;" sagte endlich der junge Mensch zu seiner Mutter, nachdem er mit der Genauigkeit eines Steuer-Supernumerar Alles durchsucht, und weiter nichts gefunden hatte, denn der Ring war in der Mütze Grimpe's verborgen. „Gieb mal ein Messer her; ich will noch die Stiefelschäfte aufschneiden, man kann nicht wissen, ob er's nicht versteckt hat. Ich bin sehr eigen in solchen Sachen. — — Nein, auch nichts. — Ja, ja, Du hast Dir den Fünfzigthalerschein so schön aufheben wollen, mein alter Junge, aber 's ist nichts, 's ist nichts, 's ist Essig."

Er klopfte bei diesen Worten dem Schlafenden in kindlich spaßhafter Freundlichkeit mit dem Absatz des Stiefels, den er noch in der Hand hielt, einige Male und zwar so derb auf den Kopf, daß der Schlafende, ohne jedoch zu erwachen, eine abwehrende Bewegung machte, und wiederholte diese schalkhafte Neckerei noch einige Male, ihr endlich dadurch ein

Ende machend, daß er ihm den Stiefel in's Gesicht warf und dann von der Erde aufstand und seiner Mutter sagte, sie möchte dasselbe thun.

„Das ist ein ganz guter Abend heut geworden;“ sagte er sich die Hände reibend; „hundert und fünfzig Thaler baares Geld und nun wollen wir mal sehn, was es hier giebt.“

Er knüpfte zugleich das Bündel auf, welches er vorher mit hereingebracht hatte, und breitete den Inhalt desselben auf dem Tisch aus. Es enthielt indessen weiter nichts, als Wäsche, die von irgend einem Trockenboden gestohlen sein mochte. Mutter und Sohn unterwarfen indessen jedes einzelne Stück einer besonderen und genauen Ansicht; sie sahen nach dem Zeichen, nach der Güte der Leinwand, ob es bereits geflickt sei u. s. w., während sie bei jedem neuen Stück ihre Anmerkungen machten, die oft so spaßig waren, daß sie zuweilen in ein lautes Gelächter ausbrachen. Der Morgen überraschte sie bei der Beendigung dieses Geschäftes und seinen schwachen Dämmerschein mit dem flackernden Licht der dünnen Kerze mischend, ließ er das wüste, unheimliche Gemach noch wüster und unheimlicher erscheinen. —

Und doch war das ganz und gar derselbe Morgen, der in das kleine Fensterchen der Dachkammer

hineinschien, die der Herr Stubbs bewohnte; aber wie ganz anders sah er da aus! — Nichts von dem sauertöpfischen Wesen eines unfreiwilligen Frühaufstehers, nichts von dem spionirenden Horchergesicht eines Polizei-Vigilanten, nichts davon! Es war ein lustiger, fideler Morgen, mit so klaren Augen, als wäre er am vergangenen Abend expreß früh zu Bett gegangen, um eine Landpartbie zu machen, oder in's Frühconzert zu gehen, und mit diesen klaren Augen spiegelte er sich mit der allerliebsten Kokettirie eines kleinen jungen Mädchens in der langen Reihe der blitzblank geputzten Stiefeln, die vor dem Bette des Herrn Stubbs standen, und winkte ihnen zu, sie möchten geschwind machen, und, denn es sei keine Zeit mehr zu verlieren, auf die Beine der Herren Studiosen und Ladendiener fahren, und mit denen hinaus in's Freie laufen, um ihn sich in der Nähe anzusehen, es sei wahrhaftig der Mühe werth! Mit dem Herrn Stubbs selbst aber schien er ganz besonders auf freundschaftlichem Fuße zu stehn, und scherzte und schäkerte mit ihm, bald sich hinter einem Dachsparren versteckend, bald ihm wieder über's Gesicht fahrend, und ihn blendend, daß ihm die Augen thränten; — und wenn er's einmal zu toll machte, so that Stubbs mit ihm böse und kehrte ihm den Rücken zu, aber lange konnt' er's

denn doch nicht aushalten und drehte sich wieder um, ihm in's Gesicht zu sehen, dem lieben, herzigen Jungen, und dann hätte es mal einer entscheiden sollen, wer von ihnen lustiger aussah, ob Stubbs oder der Morgen. — Ein paar prächtige, fidele Jungen das, wahrhaftig!

Inzwischen war Stubbs mit dem letzten Stiefel fertig geworden, er stellte denselben zu den Andern und überblickte mit zufriedenem Auge die ganze Reihe. Dann saß er einige Minuten in tiefem Nachdenken da, seine beiden Hände auf die Blankbürste stützend, die er gegen die Bettpfoste gestemmt hatte. Endlich begann er seinen Gedanken Worte zu geben.

„Drei mal sieben ist einundzwanzig;" sagte er; „und drei dazu ist vierundzwanzig. Der letzte hat mir neunzehn Silbergroschen gekostet, ich habe ihn zwar alt gekauft, aber er war noch sehr schön und dauerhaft. — Ich habe ihn fünf Jahre gehabt, richtig, es werden fünf Jahr, grade fünf am Straulauer Fischzug. Ich trug ihn an dem Tage zum erstenmal. — Und es war ein glücklicher Tag für mich, ich gewann ein Deckelglas mit einem Vergißmeinnichtkranz und der Inschrift ‚Gedenke mein' und ein Pfefferkuchenherz, ja ja, es war ein sehr glücklicher Tag. — Nun ich werde hoffentlich bis zum nächsten Stralauer-Fisch-

zug das Geld zusammengespart haben; — wir wollen sehen, und dann, na — —"

Stubbs sagte weiter nichts, sondern begann bei diesem höchst zweifelhaften und geheimnißvollen Ausruf sich die Hände zu reiben, so fürchterlich und mit einem solchen Ausdruck von Vergnüglichkeit, wie ein Kapitalist, der sich am Ende einer glücklichen Spekulation sieht, die sein Vermögen verdoppelt hat. — Glücklicher, dreimal glücklicher Stubbs, in Deiner vergnügten Zufriedenheit! Wie viel Tausende würden die Nase gerümpft, oder doch Dich bedauert haben, hätten sie Dich da in Deiner Aermlichkeit gesehen, und dennoch wären sie wieder neidisch auf Dich geworden, wenn sie nur einen Blick hätten thun können in Dein altes ehrliches, lustig-zufriedenes Herz hinein. — Glücklicher Stubbs!

Und wie er da so auf der Bettpfoste saß und sich in seiner Stube umsah, schien es doch fast, als werde rings umher Alles munter und lebendig unter seinem lebendigen munteren Blick. Die alte Wanduhr mit den schwerfälligen Zeigern, die in der Nacht schläfrig zurückgeblieben, fing mit einem Male an, schneller zu gehn, und Stubbs hörte ganz deutlich, wie sie ihm einen freundlichen guten Morgen zutickte; — die zerbrochene, mürrische Gypsfigur auf dem Ofen

bemühte sich minder sauertöpfisch auszusehen, wie sonst; — aus der Ecke grüßte nnd nickte vertraulich sein guter Freund der Regenschirm; — und das Bild an der Wand, eine schlechte Lithographie des Fürsten Blücher (denn Stubbs war Anno dreizehn mit draußen gewesen) lächelte ihm gemüthlich zu: Gott segne dich Stubbs!

Nachdem er indessen jenes vorher angeführte, kurze Selbstgespräch beendet und noch einige Minuten nachdenklich dagesessen hatte, stand er auf, um seine Toilette zu machen. Er brauchte nicht viel Zeit dazu und als er fertig, stieg er die Treppe hinunter. Vor dem Zimmer der Wittwe Lüdicke blieb er stehn, hob eine alte, halbzerrissene Strohdecke auf und nahm einen unter derselben liegenden Schlüssel hervor. Es war der Schlüssel zur Küche der Wittwe, und er wurde eigends jeden Abend an diesen Ort gelegt, damit Stubbs die Thür öffnen und frisches Wasser, Milch, Backwaaren und andere ähnliche Bedürfnisse für seine Freundin einholen könne, bevor noch diese das Bett verlassen. Und es war wahrhaftig eine Freude, mit anzusehen, wie geschickt und flink ihm das Alles von der Hand ging. Als er die Thüre leise, ganz leise aufgemacht, lief er zum Brunnen hinunter, und keuchte mit dem schweren Eimer die Treppen hinauf, ohne

auch nur ein einziges Mal anzuhalten, dann machte er Feuer an, und setzte den Theekessel auf, dann lief er wieder hinunter zum Bäcker und vom Bäcker zum Milchverkäufer und von da zum Kaufmann, und obgleich er überall sich ein Wenig aufhielt und überall die Leute freundlich mit ihm plauderten: nun wie geht's Ihnen, Herr Stubbs? — Ausgeschlafen Herr Stubbs? — Ein schöner Morgen Herr Stubbs u. s. w., worauf er doch natürlich immer wieder antworten mußte, so war er doch mit alle dem fix und fertig, als der Theekessel noch lange nicht am Sieden war.

Als dieser Zeitpunkt indessen eingetreten war, löschte er ein paar Brände aus, um die Flamme zu mäßigen, und blickte dann, sich auf die Waschbank setzend, sinnend in die glühenden Kohlen.

„Sie schläft ungewöhnlich lange heut", sagte er zu sich selbst; „sehr ungewöhnlich lange; — aber sie wird von der Reise ermüdet sein; — ja, ja das ist der Grund. Sie ist sonst immer fast mit mir zugleich auf die Beine; ein rüstiges Weib vor ihre Jahre, und ein schönes Weib. — Sie muß 'mal sehr schön gewesen sein, glaub' ich, in ihre Jugend — ein wahrer Engel, und trinkt immer doppelten Anis, das ist ihre Sorte."

Aus dieser Ideenassociation könnte man vielleicht den Schluß folgern wollen, daß Stubbs von den Engeln überhaupt die Meinung hegte, sie gäben vor allen andern Spirituosen jener Sorte einen unbedingten Vorzug; aber dies wäre ein ganz irriger Schluß. Stubbs selbst haßte den Branntwein, wenn es überhaupt seinem gutmüthigen Herzen möglich war, etwas zu hassen, und er würde selbst bei den Engeln und andern translunarischen Geschöpfen die Sitte des Brandtweintrinkens eben so wenig gebilligt haben, wie er dies bei der Madame Lüdicke that.

„Es ist mich ein Räthsel, wie eine Frau von ihren Geist und ihre Bildung daran Geschmack finden kann;" fuhr er in seinem Selbstgespräche fort; „ein sehr schweres Räthsel. — Aber ich habe es selbst mit angesehn, wie sie die kleine Flasche zerbrochen hatte, daß sie den weißen Milchtopf nahm, und ihn in vier Schluck austrank, wobei sie zwei Leberwürste und drei Semmeln aß; — es ist mir ganz unbegreiflich."

Bei diesen Worten verfiel er wieder in ein tiefes Nachdenken und erwachte aus demselben nicht früher, als bis sich die nach der Stube führende Thür öffnete, und die Wittwe eintrat, frisch und blühend, wie eine thaubeperlte Rose, wie Herr Stubbs sich ausdrückte,

ein Vergleich, der sich wahrscheinlich auf die Seifenschaumtropfen bezog, welche ihr noch im Gesicht hingen, und der daher um so treffender und bezeichnender genannt zu werden verdient.

Die Wittwe lächelte schalkhaft bei diesem Compliment, indem sie bemerkte, sie sei das schon von ihm gewöhnt und Herr Stubbs ein Schmeichler durch und durch; dabei aber war sie flink und munter darüber her, die Kohlen zu schüren und die Milch an's Feuer zu schieben und das Frühstück war unter dem Geplauder fertig geworden, man wußte selbst nicht wie.

Wir haben von einigen und zwar durchaus nicht zu verwerfenden Psychologen den Grundsatz aussprechen hören, es könne zwischen Personen verschiedenen Geschlechts keine reine, uneigennützige Freundschaft bestehen; Herr Stubbs aber in seinem Verhältniß zu der Wittwe widerlegte einen solchen Ausspruch auf das Glänzendste. Sie kannten sich beide schon eine geraume Zeit, und es war eine Freude, Zeuge jener Aufmerksamkeiten zu sein, die sie sich gegenseitig erwiesen. Man weiß, wie einförmig und voller Entbehrungen das Leben eines Junggesellen hingeht, wie schmerzlich er tausend jener angenehmen Kleinigkeiten entbehrt, welche uns nur des Weibes anmuthig fürsorgende Hand zu gewähren vermag; doch Herr Stubbs

empfand es nicht mehr, daß er allein stand, seitdem er die Bekanntschaft der Wittwe gemacht. Aber wie dankbar zeigte er sich auch für diese freundlichen Aufmerksamkeiten! — Die Verdienste des Holzspaltens, Wassertragens, der Botengänge u. s. w. waren nur ganz unbedeutende Kleinigkeiten im Vergleich zu seinen Bemühungen beim Frisiren und Kleiderzuhaken, beim Rübenputzen, Abschneiden der Hühneraugen u. s. w., Dinge, die er zur vollständigen Zufriedenheit der Dame ausführte, als wenn er in jedem dieser verschiedenen Fächer eigends ein paar Jahr gearbeitet hätte, und einmal (und nichts kann wohl deutlicher für die Wärme seiner Gefühle sprechen) gerieth er mit der jungen Frau aus dem Victualienkeller in Streit um einen Eimer voll Regenwasser, als die Wittwe große Wäsche hatte; — Stubbs gerieth in Streit, es klingt zwar fabelhaft ist aber doch wahr; und ein ganz gehöriger Streit war's, denn Stubbs sagte: „Sie dürfen das Wasser hier nicht wegnehmen, es ist mein Eimer und ich habe ihn hingesetzt;' und wie sie ihm spöttisch zur Antwort gab, er sollte sich nur nicht so gefährlich haben und könnte sich das Wasser sauer kochen; da trumpfte er sie ganz gehörig ab und sagte: sie brauchten es zum Waschen und nicht zum Kochen. Wer aber glauben wollte, daß jemals nur ein sündlicher Gedanke die

keusche Seele des Herrn Stubbs entweihte, der thäte ihm wahrhaftig das schreiendste Unrecht, und ein recht freundschaftlicher Händedruck, aber nichts weiter, war es, mit welchem er sich nach dem Kaffeetrinken bei ihr beurlaubte und ihr zugleich für das große Butterbrodt dankte, welches sie ihm wie gewöhnlich, in ein altes Zeitungspapier gewickelt, mit auf den Weg gab, zu seinem zweiten Frühstück bestimmt. Nachdem er dasselbe, um den Rock nicht zu beschmutzen, in seinen Hut gelegt, ging er nach seiner Dachkammer hinauf, um die Stiefel, Bürsten, Klopfstock und was er sonst noch auf seinen Geschäftswegen brauchte, den Regenschirm nicht zu vergessen, herunter zu holen, steckte nachher im Vorbeigehen noch einmal den Kopf zur Küchenthür hinein, der Wittwe einen leichten Gruß zuzurufen und eilte dann mit der Würde und Eile eines Mannes, der die ganze Wichtigkeit seiner Stellung fühlt, die Straßen entlang.

Es schlug grade sechs Uhr Morgens als Stubbs die Straße betrat. Das war schon ziemlich spät für ihn, und so lief er eiliger, als er wohl sonst zu thun pflegte, denn als alter Soldat war er gern pünktlich und mit dem Glockenschlage auf seinem Posten. Es war aber auch grade nur eine Minute über die gewöhnliche Zeit, als er in des alten Hofraths Haus trat,

den er nun schon seit vielen Jahren bediente. Dies war der erste seiner Kunden, denn der alte Herr trank den Brunnen und mußte früh ausgehen. Seine Stiefel hingen deshalb ganz vorn auf dem Stock, an welchem Stubbs die ganze Reihe trug. Er stellte sie auf den Flur hin und zog die Klingel. Das Dienstmädchen öffnete, und ohne erst nach zu sehn, wer da wäre, sagte sie, „Guten Morgen, Herr Stubbs", denn sie kannte schon seine Art und Weise zu klingeln. Und Stubbs ließ den Regenschirm und die andern Stiefeln außen stehn und brachte nur die des Hofraths mit hinein in die Küche und erwiederte ihren Gruß auf die allerfreundlichste Art.

„Guten Morgen Jungfer Köchin. — Na — haben Sie ausgeschlafen?"

„Sò recht nicht. — Sie wissen wohl, man drusselt gern noch so 'n Stündchen, wenn man nur könnte; aber die Alte is schlimm mit Wecken, da hilft nichts, man muß 'raus."

Sie ging bei diesen Worten in das Zimmer hinein, um des Hofraths Kleidungsstücke zu holen, und Stubbs setzte sich so lange auf die Wasserbank; als sie wieder herauskam, die Sachen über dem Arm nahm er sie ihr ab und begann seine Arbeit. Da der Riegel, an welchen er die einzelnen Röcke auf-

hing, um sie auszuklopfen, zwar auf dem Flur, aber doch dicht bei der Küchenthür war, so konnte er jedesmal, wenn er den Stock mit der Bürste vertauschte, mit dem Mädchen in der Küche einige Worte wechseln, die theils das Geschäft, theils andere gleichgültige Gegenstände betrafen.

„Ah!" sagte Stubbs; „den neuen Frack hat er auch angehabt — noch dazu mit 'n Orden?"

„Ja wohl. — Es war gestern großes Essen bei Präsidenten's. — Die Jahres-Fütterung;" entgegnete das Mädchen.

„Was für ein Ding?" fragte Stubbs.

„Die Jahres-Fütterung. Sie werden alle Jahre einmal eingeladen, die ganze Couleur bei'n Präsidenten, weil der an dem Tage ungeheuer tapfer gegen die Franzosen gewesen ist und eine Kanone ausgepustet hat. — Gestern war der Tag."

Stubbs hielt einen Augenblick erstaunt mit Bürsten ein; seine militairischen Kenntnisse sträubten sich gegen das Anhören einer solchen Geschichte. Er widersprach zwar für gewöhnlich niemals; aber diesmal konnte er sich nicht helfen.

„Es ist nicht möglich eine Kanone auszupusten;" sprach er sanft; „das muß ein Irrthum sein, meine

Liebe; man pustet keine Kanone aus, man vernagelt sie, oder man nimmt sie, das sind die Ausdrücke.“

„Nu ja, so hat er sie vernagelt, und das Vernageltsein feiern sie alle Jahre mit Rothwein und gedruckte Lieder. — Haben Sie nicht auch die Schampagnen mitgemacht, Herr Stubbs?“

„Ich bin so frei gewesen;“ sagte der höfliche Stiefelputzer mit einem leichten Seufzer, welcher der Vergangenheit galt. „Ach — es war eine schöne Zeit!“

Die Reminiscenzen des alten Kriegers wurden indessen durch die Bemerkung des Dienstmädchens unterbrochen, daß der Kaffee fertig sei und Stubbs möge hereinkommen und eine Tasse trinken. Er lehnte es zwar mit dem Bemerken ab, daß er schon Kaffee getrunken habe, aber dies war nur eine alle Tage wiederkehrende Höflichkeitsformel, mit welcher er auf dies Anerbieten zu antworten pflegte und dann doch sich überreden ließ, die ihm gereichte Tasse anzunehmen.

Da der Hofrath indessen nicht der einzige war, welchen Stubbs zu bedienen hatte, und er ja außerdem noch zu dem Fremden mußte, dessen Bekanntschaft er Tags zuvor gemacht, so hatte er keine Zeit mehr zu unnützem Geplauder übrig, und nachdem er

er seine Arbeiten beendet, eilte er zu dem nächst Früh-aufstehenden seiner Kunden.

So machte er nach und nach die Runde, über-all freundlich und fidel eintretend, bis endlich von den blankgebürsteten Stiefeln nur ein einziges Paar übrig blieb, während die Andern bereits mit beschmutz-ten vertauscht worden waren. Mit diesem Paar trottirte Stubbs sehr eilfertig über die Schleusen-brücke nach der Unterwasserstraße hin, und trat in ein sehr großes, schäbig aussehendes Haus mit vielen Winkeln und Treppen, von denen er drei hinaufstieg und endlich an eine Thür pochte, an welcher eine kleine Karte klebte, auf der der Name „Ulysses Schwerdt“ in goldgedruckten Buchstaben zu lesen war.

Da sein erstes Pochen ohne Erfolg blieb, klopfte Stubbs zum zweitenmale, indem er sich dazu einer Bürste bediente, was allerdings eine viel bedeu-tendere Wirkung hervorbrachte und die Folge hatte daß innen eine Stimme rief;

„Wer ist da?“

„Stiebelputz'!“ erwiederte Stubbs mit lako-nischer Kürze.

Alsbald wurde die Thür geöffnet und die Ge-stalt des Herrn Ulysses Schwerdt zeigte sich in einem etwas sehr leichten Morgencostüm, sogleich wieder in

das Bett zurückhuschend, welches sie nur verlassen hatte, um die Thür aufzumachen. — Der Träger jenes eben so antiken, als kriegerischen Namens war der lange Handlungsdiener aus der Frankfurter Lohnkutsche.

„Schon spät Stubbs?" fragte er, sich auf seinen Ellbogen stützend. „Schon spät?"

„Gewöhnliche Zeit. Sieben Uhr zehn Minuten"; sagte Stubbs seine Stiefel in eine Ecke setzend. „Sie sind glücklich wieder angekommen, nicht wahr? — Alles in Ordnung? — Gute Geschäfte gemacht? — Ah, da ist der eine Absatz schief getreten."

„Wir haben ein brillantes Geschäft gemacht", entgegnete Herr Ulysses nachdenklich; „das ganze Lager beinah verkauft. — Danke für die Nachfrage Stubbs. — Eine Cigarre überreichen und Feuer. — Da in der Ecke liegen die Schwefelhölzer."

Stubbs that, wie ihm geheißen, zündete dann den Spiritus einer Kaffeemaschine an, die auf einem Seitentischchen stand, und begann das Zimmer aufzuräumen.

„Sie sind gestern Abend angekommen?" fragte er endlich das Gespräch fortsetzend.

„Nein, gestern Mittag. — Journaliere besetzt, Beichaisen besetzt, Alles besetzt, und so bin ich mit einem Lohnwagen gefahren."

„Ah, das ist merkwürdig," sagte Stubbs.

„Merkwürdig?" wiederholte Ulysses und hielt mit Rauchen inne. — „Wie so merkwürdig?"

„Eine Freundin von mir ist gestern Mittag auch mit einem solchen Wagen von Frankfurt angekommen; vielleicht haben Sie die Reise zusammen gemacht."

Der Namensvetter des homerischen Helden runzelte die Stirn und warf seinem harmlosen Stiefelputzer einen finstern Blick zu. Er, Ulysses Schwerdt, Reisender in einer Cigarrenfabrik, liebenswürdiger Wüstling, Mitglied eines Liebhabertheaters und eines Spreesegelbootvereins, er Ulysses, abgekürzt Uly, der Reisegefährte einer Freundin von Stubbs, eines Proletariers, eines Sklaven! Welch ein lächerlicher Gedanke! — Stubbs mit seiner Arbeit beschäftigt bemerkte indessen nicht eher das Unheil, welches er angerichtet, als bis Ulysses sich im Bett aufrichtete und in sehr strengem Tone sagte:

„Stubbs, Sie mißbrauchen die Güte, mit der ich Sie behandle, auf eine schauerliche Weise."

Stubbs sah ihn überrascht und mit offenem Munde an.

„Auf eine schauerliche Weise," wiederholte Ulysses; (wir bemerken hier, daß schauerlich sein Lieblings-

ausdruck war) „Ich hätte Ihnen das nie zugetraut, wahrhaftig nie!"

Stubbs sagte noch immer kein Wort.

„Nicht genug, daß Sie ihre Stellung auf's Spiel setzen," fuhr Jener fort; „Sie bringen auch Ihre Freiheit in Gefahr. Ich bin überzeugt, sie würden zu harter Gefängnißstrafe verurtheilt werden."

„Aber mein Gott, Herr Ulysses, was habe ich denn gemacht?" fragte Stubbs ängstlich.

„Sprechen wir nicht davon; Sie haben menschliche und göttliche Gesetze durch ihre frechen Reden übertreten und Sie würden sehr unglücklich sein, wenn ich Ihnen nicht vergeben wollte. Aber ich vergebe Ihnen, und Sie sind gerettet."

„Gott sei Dank," dachte Stubbs, denn sprechen konnte er vor innerer Angst noch immer nicht, und obgleich er für sein Leben gern das Verbrechen gekannt hätte, was er begangen, wagte er doch nicht, irgend eine darauf bezügliche Frage zu thun, sondern arbeitete ruhig weiter, während sich Ulysses wieder hinlegte und in großer Selbstzufriedenheit den Dampf seiner Cigarre in die Luft blies, bis der Kaffee fertig war, und er den Tisch näher zu sich heranzog, um zu frühstücken.

Stubbs war indessen sehr niedergeschlagen. Er fühlte sich fast erdrückt von der Last seines Verbrechens, und es gewährte ihm nur einen gelinden Trost, daß er dasselbe nicht aus Bosheit oder mit Absicht begangen hatte. Ein Mann wie Ulysses dachte indessen viel zu großartig, um seine Verzeihung nur bedingungsweise zu geben, oder sie nur auf das bloße Wort auszudehnen. Als Stubbs daher mit seiner gewöhnlichen Arbeit fertig war und sehr schüchtern fragte, ob sonst noch etwas für ihn zu thun sei, verzog der junge Mann sein Gesicht zu einem sehr gnädigen Lächeln und sagte, es sei noch etwas zu thun. Dies Lächeln gab dem armen Stubbs einigermaßen seine verlorne Fassung wieder, und er wartete in demüthigem Schweigen auf die näheren Verhaltungsbefehle. Ulysses schien über einen großen Gedanken zu brüten; er lag den Kopf auf die Hand gestützt und große Rauchwirbel von sich blasend, als wolle er ein neues Staats-Schulden-Tilgungssystem erfinden.

„Stubbs," sagte er endlich; „ach Stubbs, ich bin verliebt. — Ich glaube, Sie wissen noch nichts davon."

Stubbs entgegnete, er habe allerdings nicht die Ehre, aber es sei sehr erfreulich für ihn, es zu erfahren.

„Ich wußte es, Sie konnten noch nichts davon erfahren haben;" fuhr Ulysses fort; „ich bin verliebt in das unschuldigste, reizendste, anmuthigste, lieblichste, kleine Geschöpf, welches je die Natur hervorgebracht hat, und Sie müssen sogleich auf's Leihamt gehn."

Stubbs sagte, er werde sich ein Vergnügen daraus machen.

„Es sind ein Paar Ohrringe von meiner Mutter da versetzt und eine silberne Strickscheide, beides zusammen für einen Thaler zwölf einen halben Silbergroschen;" sprach Ulysses. „Ich werde ihr ein Präsent damit machen; erst die Strickscheide und dann die Ohrbommeln. Ich denke, es wird einen großen Eindruck auf sie machen. — Nicht wahr Stubbs? — He?

Stubbs war vollkommen dieser Meinung und nachdem sich Ulysses noch eine Zeitlang in sehr schönen Redensarten zum Lobe der Dame seines Herzens erschöpft hatte, nahm er eine sehr lange, magere Ziehbörse unter seinem Kopfkissen hervor, die außer einigem Gelde auch einen kleinen Schlüssel enthielt. Mit diesem Schlüssel öffnete der Verliebte einen kleinen Schreibtisch, und kramte lange unter vielen, sehr schmutzigen Briefen und Papieren umher, bis er endlich den Pfandschein gefunden hatte, den er sammt dem benöthigten Gelde dem Stiefelputzer mit dem Auftrage

einhändigte, ihm die ausgelösten Sachen am Mittag nach einem Kaffeehause zu bringen, wo er sich um diese Zeit aufhalten werde. Stubbs nickte geheimnißvoll zum Zeichen der Bejahung, nahm dann ein altes rothbaumwollenes Taschentuch, in dessen einen Zipfel er das Geld und das Papier einknotete; dann rollte er das Tuch zusammen, stopfte es in seinen Hut und stülpte diesen sehr fest auf seinen Kopf, indem er nicht ohne einen gewissen Stolz auf seine Klugheit hinzusetzte, daß er dreist viele Meilen weit so gehn könnte, ohne etwas von den ihm anvertrauten Gegenständen zu verlieren. —

Der neue Kunde von Stubbs war, als der bei ihm eintrat, bereits eifrig mit Schreiben beschäftigt, und er fuhr in seiner Arbeit noch einige Minuten fort, während Jener an der Thür stand und auf weitere Befehle wartete. Endlich legte er die Feder fort, und sich in das Sopha zurücklehnend, sah er Stubbs eine Zeitlang mit forschenden, durchdringenden Blicken an.

„Du willst also meine Aufwartung übernehmen?“ sagte er endlich. — „Gut, es soll mich freuen, einen ordentlichen Menschen in Dir zu finden. Pünktlich ausrichten, was ich Dir auftrage, das ist die Hauptsache. Im Uebrigen wirst Du wenig zu thun haben,

aber ich denke, daß grade ein Mann in Deinen Jahren das Wenige mit um so größerer Akkuratesse besorgen wird. — Ich denke, Du hast mich verstanden. — Hast Du vielleicht Atteste über Dein Wohlverhalten bei Dir?"

Stubbs nahm aus seinem Hute, der ihm als eine Art Reisenecessaire zu dienen schien, eine alte rothlederne Brieftasche, suchte aus derselben einige Papiere hervor, die durch den häufigen Gebrauch bereits sehr schmutzig geworden waren und reichte sie dem Fremden.

Dieser that einen flüchtigen Blick hinein und legte sie dann bei sich auf den Tisch.

„Ich werde das nachher durchsehen;" sagte er. Du bist Soldat gewesen, wie ich sehe."

„Zu Befehl Herr — Herr Doctor — oder Herr Baron," sagte Stubbs stotternd und nicht ohne einige Verlegenheit, wie er der Fremden tituliren sollte.

Dieser sagte indessen:

„Ich bin weder das Eine noch das Andere. — Mein Name ist Lacroix und Du weißt nun, wie Du mich zu nennen hast. — Jetzt kannst Du Dich daran machen, diese Kleidungsstücke zu reinigen, das Uebrige, was Du sonst noch zu thun hast, werde ich Dir später sagen."

In der That war der Mann Niemand anders, als der aus Frankfurt angekommene Fremde, obwohl Stubbs keine Ahnung davon hatte, daß diese drei Personen, die er kannte, durch einen so alltäglichen Zufall, wie das Zusammentreffen in einem Reisewagen mit einander, wenigstens der Person nach bekannt geworden seien.

Während Stubbs die ihm aufgetragene Arbeit verrichtete, fuhr Jener fort zu schreiben und gab dann seinem neuen Diener drei Briefe mit der Weisung, sie zur Post zu bringen. Jeder dieser drei Briefe war mit fünf Siegeln verschlossen, und enthielt, wie auf dem Couvert angegeben war, Geld in Kassenanweisungen, indessen nur unbedeutende Summen, die Höhe von zehn Thalern nicht übersteigend. — Wieder nahm Stubbs, nachdem er die Briefe in ein kleines Packet zusammengewickelt, seinen Hut und legte das Päckchen hinein. Und wunderbar war's wahrhaftig anzusehen, mit welcher Leichtigkeit dieser Hut das Alles in sich aufnahm; ein merkwürdiger Hut in der That, mit der besten Anlage zu einem neuen Säckel des Fortunatus, da man von dem alten seit langer Zeit nichts mehr gehört hat.

Lacroix sah nicht ohne einige Verwunderung die Briefe hinter dem Hutfutter verschwinden, welches dann

wieder zusammengebunden wurde und erlaubte sich, eben so wie Herr Ulysses einige bescheidene Zweifel über die Sicherheit dieser Aufbewahrungsmethode, die indessen durch Stubbs siegreich aus dem Felde geschlagen wurden, der sich, nachdem er noch den Befehl entgegen genommen hatte, die Empfangscheine der Briefe sogleich zurückzubringen, mit vielen Bücklingen entfernte.

Seit langer Zeit hatte Stubbs die Wichtigkeit seiner Stellung nicht in dem Maaße gefühlt, wie an diesem Tage. Man hatte ihm die bedeutendensten Geldsummen anvertraut, ohne weitere Sicherstellung, als seine Ehrlichkeit und er dachte gar nicht daran, daß der fremde Herr die Papiere, in welchen sein Name, seine Wohnung, seine allergenauste Personbeschreibung zu finden war, zurückbehalten hatte. Als er so über die Straßen schritt, sah er die Vorübergehenden mit einem ungeheuer pfiffigen Lächeln an, als wolle er sagen: „Ja, ja, seht mich nur an; ich bin es, ich Stubbs, und wenn Ihr wüßtet, was ich da in meinem Hut habe, Ihr würdet große Augen machen." Und dabei hielt er mit der einen Hand den Hut während des ganzen Weges fest, obgleich ihm der Arm erlahmte, denn er bildete sich ein, ein plötzlicher Windstoß könnte ihm denselben herunterwer-

sen. Es war zwar ganz windstill und kein Lüftchen regte sich; aber Stubbs war nicht von gestern und hatte genug von unerwarteten Wirbelwinden auf dem Atlantischen Ocean und dem Rummelsburger See gehört und gelesen, und wenn er über eine Brücke ging, verdoppelte er seine Sorgfalt.

Als Stubbs das Postgebäude erreicht hatte, nahm er die Briefe hervor und wir dürfen ihn deshalb durchaus keiner Neugierde beschuldigen, wenn er bei dieser Gelegenheit sich die Aufschriften der einzelnen Couverts besah, mußte er doch für die Richtigkeit der zu empfangenden Postscheine einstehen.

„Na das sind doch ein paar gehörige Briefe, wo sich's Schreiben wenigstens lohnen thut;" sagte er. — „Da, der eine geht nach Paris und der zweite — aber mein neuer Herr scheint viel Bekanntschaft mit der Geistlichkeit zu haben."

Allerdings hatte Stubbs mit dieser Bemerkung vollkommen Recht. Der eine Brief war an den Abbé Delarue, Paris, Rue Vivienne gerichtet. Der andere trug die Aufschrift: „Sr. Ehrwürden, dem Pater Martin Leo, in der Benedictiner-Abtei zu Einsiedeln, Kanton Schwyz; die Addresse des dritten lautete indessen nur einfach: an den Herrn Marmontel, Köln, Severinstraße Nr. 132.

Als Stubbs diese Addressen gelesen, begannen die Begriffe, welche er von der Wichtigkeit seiner Stellung gehabt hatte, sich bis in's Unendliche zu vergrößern. Er fing nachgrade an, sich für den Geschäftsträger eines Mannes von europäischer Wichtigkeit zu halten, und da ihm zwei alte Weiber im Wege standen, drängte er sich zwischen sie durch, indem er seine Unhöflichkeit mit der Bemerkung entschuldigte, es hänge Leben und Tod an jeder Minute seines längeren Verweilens. Er wurde daher auch nicht eher ruhig, als bis er die Briefe in die Hände des Postofficianten abgeliefert und die Empfangsbescheinigung erhalten hatte; dann erst kam er wieder einigermaßen zu sich selbst und da er überlegte, daß die Pfandleihe, in welcher Herr Ulysses die Strickscheide und Ohrringe seiner Frau Mutter versetzt, ganz in der Nähe sei, beschloß er, gleich dort mit hin zu gehen und so zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen.

Es war eins jener alten, starken, finsterblickenden Gebäude der Altstadt, die recht auffällig gegen die einer neueren Zeit angehörenden Häuser abstechen, worin sich die Pfandleihe befand. Die Fenster des Erdgeschosses waren mit einem starken, eisernen Gitter verwahrt und die beiden Thüren, durch welche Stubbs eintrat mit Eisenblech beschlagen und hatten riesig

große Schlösser und Riegel, wie die Thüren eines Gefängnisses.

Das Lokal selbst war bis zum Erdrücken gefüllt. Personen jeden Alters und Geschlechtes drängten und stießen einander, um zuerst an den großen Ladentisch zu gelangen, welcher das Zimmer in zwei ungleiche Hälften schied, von denen die kleinere für das eintretende Publikum bestimmt war.

Eine große, wohlgenährte Dame, die Herrin des Geschäftes, saß hinter dem Ladentische auf einem Polsterstuhl, und nahm als die Hauptfigur zunächst die Aufmerksamkeit für sich in Anspruch. Sie war höchst prächtig gekleidet, wie Stubbs nachher erzählte, und hatte ein schwarzseidenes Kleid an und eine Menge Ringe an den Fingern und zwei goldene Ketten um den Hals; an der einen trug sie eine Uhr und an der andern eine Lorgnette, eine lächerliche Schaustellung, um den armen Leuten da zu imponiren, eine jämmerliche Verhöhnung dieses hungrigen Elends, aus dessen blutiger Verzweiflung all' dies glänzende Geschmeide gewonnen war. Die Dame hatte ein Strickzeug in der Hand, an welchem sie arbeitete, und las zugleich in der Zeitung. Man hätte denken sollen, daß diese doppelte Beschäftigung ihre Aufmerksamkeit hinlänglich in Anspruch nehmen würde, aber dennoch

gewann sie noch immer Zeit die Eintretenden mit scharfem Blicke zu mustern, oder ihre Ansicht über den Werth eines Versatzstückes auszusprechen, wenn derselbe, was häufig genug vorkam, etwa Streit erregte. — Nächst dieser schien die wichtigste Person des Geschäftes ein kleiner Mann in einem wattirten Hausrock von grauem Tuche, ein recht häßlich kleines, zusammengetrocknetes Judengesicht, der Mann jener Dame, eifrig damit beschäftigt, die zu verpfändenden Sachen zu tariren und und das Geld auszuzahlen, während zwei junge Herren mit langen schwarzen Haaren, großen Nasen und schmutzigen, ekelhaften Zähnen, alle Hände voll zu thun hatten, die Pfandscheine zu schreiben und die Packete zu bündeln und mit Nummern zu bezeichnen.

„Heimann,“ sagte die Dame, grade als Stubbs eintrat, und sie kratzte sich bei diesen Worten in vornehmer Nachlässigkeit mit der Stricknadel in den Haaren umher; „ein Siegelring mit Goldtopas und zwei silberne Eßlöffel gezeichnet F. B. sind gestohlen, schreibe es Dir auf. — Meine liebe Frau, was führen Sie für unnütze Reden? Drei Stück alte Hemden einen Thaler, das ist mehr wie zu viel; mein Mann ist noch viel zu gutmüthig, nachher haben wir den Plunder auf den Hals und wenn's zur Auktion kommt, müssen wir d'ran verlieren; — Soll mir Gott helfen.“

Sie hatte diese Worte an eine ärmlich, aber reinlich gekleidete Frau gerichtet, welche mit Thränen in den Augen betheuerte, die Hemden seien noch ganz neu und man möchte ihr nur noch einige Groschen mehr geben, sie brauche es, um die Miethe zu bezahlen, der Wirth würde sie sonst vor die Thür hinausjagen.

„Wir haben nicht Zeit Ihre Klagen zu hören;" fuhr indessen Jene fort. „Sie halten die andern Herrschaften unnöthig auf. Es ist mehr zu thun. — Nu, machen Sie kurz. Wollen Sie den Thaler, oder wollen Sie ihn nicht? — Ah, ich wußte es schon; aber warum entschließen Sie sich nicht gleich. — David, wollen Sie den Zettel schreiben."

Der Pfandschein wurde ausgefertigt und die Frau entfernte sich; sie ging bei Stubbs vorüber und wischte sich mit der grauen, groben Schürze die Thränen ab, die immer wieder über ihre eingefallenen, mageren Wangen liefen.

„Das wäre so ein Posten für mich;" sagte Stubbs leise zu sich selbst, indem er mit auch der Hand über die Augen fuhr; „hier alle Tage zu sein und die Armuth mit an zu sehn; wahrhaftig, ich hielt's keine Woche aus. Und wie's so 'ne Dame da über's Herz bringen kann, so mit das Unglück umzugehn, das

begreif' ich nicht; — drei Hemden, einen Thaler und ich glaube, es sein die arme Kreatur ihre Letzten. Sie muß sehr gefühllos sein, sehr. — Aber einen so schlimmen Vorwurf kann man ihr doch nicht machen" — setzte er nach einer Pause hinzu; „ich glaube, man kann sich d'ran gewöhnen, und sie hat sich d'ran gewöhnt; — ja, ja, so wird's sein."

Für Stubbs war der Anblick gewissermaßen neu und interressant und er begann, der Scene immer größere Aufmerksamkeit zu schenken; lustig und entsetzlich genug war sie allerdings für den, welcher noch nie dergleichen gesehen.

Als jene Frau hinausgegangen war, drängte sich ein Mädchen an den Ladentisch heran, ein nicht zu junges, frechblickendes Geschöpf; sie mochte dem Pfandleiher bekannt sein, denn er forderte keine Legitimation von ihr, als sie ihm die drei silbernen Löffel reichte und lachend sagte, man möchte sie nicht lange aufhalten, ihr Bräutigam sei in ihrer Wohnung und warte, daß sie ihm Frühstück mitbringe. — Dann kam wieder ein armer alter Mann, in den dürren zitternden Händen ein kleines Bündel mit Kleidungsstücken, die eben so alt und verhungert aussahen, wie er selbst; nach ihm ein junger Mensch kaum dem Knabenalter entwachsen, mit scheuem, trotzigen Blick, offen-

bar um die Ergebnisse eines nächtlichen Diebstahls zu Gelde zu machen; ein armes Weib mit einem wimmernden Kinde auf dem Arm, noch so sehr jung und doch schon so sehr elend. — Und so waren sie alle mit wenigen Ausnahmen. — Verschieden in Kleidung und Gestalt, in Alter und Geschlecht, war doch Hunger und Noth, Laster und Verbrechen der Grundtypus aller dieser Gesichter. — Mitunter gab's auch wieder eine komische Scene, die um so greller gegen das Elend ringsumher abstach, und besonders war Stubbs darüber erstaunt, wie ein kleiner, aber sehr starker Herr an den Ladentisch herantrat, und seine Beinkleider, auszuziehen begann, daß die Frau des Pfandleihers erschreckt die Hand vor die Augen hielt und sagte, sie müsse sich das verbitten. Aber der starke Herr entgegnete kaltblütig, sie möchte keine Angst haben, er werde den Anstand nicht verletzen und wisse wohl auf Schicklichkeit zu halten; — worauf sich zur großen Beruhigung der Dame und zur Belustigung der Anwesenden ergab, daß er noch ein anderes Beinkleid unter dem ersten trug und unter diesem noch ein drittes. Dann zog er auch den Rock aus und hatte darunter einen Leibrock, unter diesem einen Sommerrock und auch drei Stück Westen, so daß er nun wieder ganz dünn und mager aussah. Von jedem dieser

Kleidungsstücke behielt er nur eins zurück, und zwar das schlechteste, die anderen legte er auf den Tisch und während die Anwesenden vor Erstaunen und Lachen noch immer nicht zu sich kommen konnten, fragte er sehr kaltblütig und ernst, wie viel er auf diese Sachen geborgt bekommen könnte, und da ihm das Gebot zu gering war, zog er die Sachen eben so ruhig an und ging, um anderswo sein Heil zu versuchen. —

Nach dieser Scene wendete sich die Aufmerksamkeit der Anwesenden auf einen schon bejahrten Mann, der wie ein Bedienter aussah und einen Ring vorzeigte, für welchen er hundert Thaler verlangte. Eine solche Summe war für einen Ort wie dieser allerdings etwas Bedeutendes, und mit schlecht verhehlter Gier blickten die Uebrigen auf ein Kleinod von solchem Werthe. Der Pfandleiher besah den Ring und fragte dann nach der Legitimation des Mannes, und wie er zu solchem werthvollen Gegenstand komme.

„Der Ring gehört meinem Herrn; aber er will seinen Namen nicht gern genannt sehn und so habe ich meinen Bürgerbrief mitgebracht;“ sagte der Mann einige Papiere herauskramend.

Der Pfandleiher nahm dieselben und prüfte sie mit großer Genauigkeit, und da das Resultat genügend

ausgefallen zu sein schien, unterwarf er auch den Ring einer genauen Ansicht und reichte ihn dann seiner Frau, an welche sich die beiden langhaarigen Commis mit herandrängten, um ebenfalls ihre Ansicht über das Kleinod auszusprechen.

„Gott, wie ein schlechter Stein!“ sagte der Kleinste der beiden Herren, obgleich er so stand, daß er den Ring gar nicht sehen konnte. „Gott, wie schlecht! — Wir haben auf die Nadel von dem russischen Grafen fünfzig Thaler gegeben und der Stein ist die Hälfte mehr werth gewesen wie dieser.“

Die Dame warf einen beifälligen, freundlichen Blick auf den langhaarigen Jungen, und sagte dann einige Worte zu ihrem Gatten, der den Ring wiedernahm, ihn nochmals nach allen Seiten hin betrachtete und endlich trotz des russischen Grafen sagte, er wolle fünf und siebenzig Thaler geben. Dies war dem Anderen indessen zu wenig und er hielt sich fest bei seiner ersten Forderung, bis sie endlich auf neunzig Thaler einig wurden. Der Mann nahm das Geld und den darauf erhaltenen Schein in Empfang und ging fort.

Nun endlich kam die Reihe an Stubbs. Dieser war über Alles, was er da gesehn und gehört hatte, so überrascht und verwirrt geworden, daß er sich im

ersten Augenblick gar nicht zu fassen wußte, als man ihn fragte, was er wolle. Wäre er gekommen, um etwas zu versetzen, man hätte ihn seiner Verwirrung und Aengstlichkeit wegen wohl gar für Jemand gehalten, der gestohlenes Gut versetzen gewollt. Indessen faßte er sich allmälig wieder, und legte das Geld und den Zettel auf den Tisch, worauf er die beiden versetzten Gegenstände empfing, dieselben in den Alles verschlingenden Hut verbarg und nun ebenfalls das Lokal verließ.

Fünftes Kapitel.

Welches einiges Licht über gewisse Verhältnisse der unverehlichten Susanne wirft.

Als Stubbs das Haus des Pfandleihers verließ, wendete er sich links, um durch eine jener schmutzigen Gassen zu gehen, die diesen Stadttheil durchkreuzen, denn das war der nächste Weg und er wollte sobald als möglich wieder nach der Behrenstraße zurückkehren. Dennoch wurde seine Eile durch eine ihm auffallende Erscheinung gemäßigt, höchst auffallend, in der That, denn Stubbs war keiner von jenen müßigen Pflastertretern, die an jeder Straßenecke stehen bleiben und gaffen, wenn sich ein paar Hunde beißen, oder ein Betrunkener vorbeitaumelt.

Er sah nämlich den Mann, welcher in dem Leihhause jenen werthvollen Ring versetzt hatte, vor einem Branntweinladen stehen und im Begriff in denselben hineinzutreten; das Merkwürdigste aber war, daß dieser Mann ein Stückchen Papier in der Hand hielt, welches Stubbs von Weitem für den Pfandzettel von jenem Ringe zu erkennen glaubte, und daß er diesen Zettel in kleine Stückchen zerriß, welche er in die

Luft streute. Dann ging er in den Laden hinein. Zufällig führte der Wind eins der Papierstückchen grade dahin, wo Stubbs stand, und dieser zögerte nicht, dasselbe aufzulangen, um sich von der Richtigkeit seiner Vermuthung zu überzeugen.

Und er hatte wahrhaftig Recht gehabt. Er las noch die Worte, daß der Ring acht und neunzig Thaler tarirt sei, und für Mottenschaden nicht aufgekommen würde; auch den Namen des Mannes, den der schönhaarige Jüngling geschrieben, „Grimpe."

Einige Augenblicke stand Stubbs, nachdem er diese Ueberzeugung erlangt, sprachlos vor Erstaunen. — War denn der Mann betrunken oder närrisch, daß er ein so werthvolles Papier vernichtete! — Plötzlich aber wurde es hell vor den Augen unsres ehrlichen Freundes. Der Mann hatte den Ring gestohlen und den Pfandschein nur deshalb vernichtet, um jede Spur, die zu seiner Entdeckung führen könnte, zu vertilgen. Ja, ja, so mußte es sein, es war kein Zweifel; und und wie Stubbs diesen Gedanken faßte, warf er voll Schrecken das Stückchen Papier fort, welches er noch in der Hand hielt, und anstatt bei jenem Laden vorüberzugehen, machte er Kehrt und lief so schnell er nur konnte, auf demselben Wege zurück, den er gekommen, von Zeit zu Zeit einen besorgten Blick hin-

ter sich werfend, während er mit der einen Hand den Regenschirm, mit der andern seinen Hut so ängstlich fest hielt, als gelte es, diese beiden kostbaren Gegenstände gegen einen räuberischen Angriff zu sichern. —

Wenn Stubbs mit seiner Vermuthung nun auch der Wahrheit ziemlich nahe gekommen war, so hätte sich doch sein Schreck und sein Entsetzen noch um ein gutes Theil, und zwar mit vollkommenem Rechte gemehrt, wenn er das Thun und Treiben jenes Mannes weiter zu beobachten Gelegenheit gehabt hätte.

Dieser, Grimpe nämlich, ließ sich, als er in jenen Laden getreten war, etwas zu frühstücken geben, sein Mahl mit einer ziemlich bedeutenden Quantität Branntwein würzend und nachdem er eine Zeitlang in tiefem Nachdenken dagesessen, stand er rasch auf, bezahlte und ging fort, und mit nicht geringem Entsetzen würde Stubbs bemerkt haben, daß er den Weg nach dem Marienkirchhof einschlug. Ja wohl, den nächsten Weg, und er blieb vor dem Hause stehen, in welchem die Wittwe wohnte und sah sich ein paar Augenblicke das Klingelschild an der Thür an, und stieg dann hinaufeine Treppe, zwei, drei, und da stand er still.

Die schrecklichen Befürchtungen, welche Stubbs gehabt haben würde, hätte er den Mann da hinaufsteigen sehen, erfüllten sich indessen diesmal nicht. Da

er den Namen der Wittwe wieder oben an der einen Thür sah, wendete er sich zu der andern, wo Fräulein Rübe wohnte, und pochte.

Sogleich erschien diese Dame mit einem alten Vorstwisch in der Hand, denn sie war grade mit dem Reinigen ihrer Wohnung beschäftigt, und fragte den Mann, was er da wolle.

„Ich will mit ihnen sprechen;" sagte Grimpe; — „aber Sie kennen mich nicht mehr?"

Susanne verneinte diese Frage, worauf Jener seinen Namen nannte.

„Ah!" rief sie erschreckt und da sie mit der einen Hand die Thürklinke, mit der andern den Vorstwisch hielt, legte sie die Spitze des Letzteren auf ihren Mund, um dadurch anzudeuten, daß das tiefste Schweigen nothwendig sei, und ließ ihn dann hineintreten. Es war das eigentlich keine Stube, sondern nur eine Art von Bretterverschlag, welcher den doppelten Zweck erfüllte, zur Schlafkammer zu dienen und zugleich eine Art von Entree zu bilden, durch welchen man in das Wohnzimmer des Fräuleins gelangte. Dies war mit größerer Sorgsamkeit aufgeputzt, gewährte aber dennoch keinen freundlichen Anblick. Die altmodischen Meubles auf den mageren dürren Beinen sahen so mürrisch und mißtrauisch aus, und schienen sich eines über das

andere emporzurecken, um sich den Eintretenden genau anzusehen, wie eine Gesellschaft von Spittelleuten, Gichtbrüchige und Schlagflußgelähmte, in ihrem Schlafsaal hockend und auf den dünnen Haferbrei wartend, den der schweigsame Hausvater zum Abendessen austheilt. — Auf dem Fensterbrett, wo die Sonne warm und heiß hineinschien, lag der schwarze Kater behaglich ausgestreckt.

Fräulein Susanne gab Grimpe ein Zeichen sich zu setzen, und schob einen Polsterstuhl heran, welcher, als Grimpe sich darauf niedersetzte, ein jammervolles Quiecken hören ließ, als sei die Seele eines alten Wucherers da hineingebannt, der die Leute geschunden und gedrückt, und nun zur Strafe ebenfalls gedrückt und geschunden werde in dem harten Polster von Seegras und Kälberhaaren.

Susanne setzte sich nicht; sie hatte sich gegen das Sopha gelehnt und während sie Grimpe starr ansah, sagte sie endlich: „Was haben Sie mir zu sagen?“

Grimpe wischte sich mit der schmutzigen Hand über die Stirn und die Augen, als wolle er seine Gedanken in Ordnung bringen und erwiederte dann:

„Es ist lange Zeit her, daß wir uns nicht gesehen haben, Susanne.“

Sie meinte etwas ungeduldig, es sei allerdings lange Zeit her; ob er ihr aber sonst nichts zu sagen habe, und nur deshalb gekommen sei.

Als wir uns das letzte Mal trafen;" fuhr jedoch Grimpe fort, ohne diese unfreundliche Unterbrechung weiter zu beachten, war es anders wie heut.

„Ja wohl war es anders;" sagte Susanne unwillig, dann sprang sie, wie von einem plötzlichen Gedanken erfaßt, zu der Küchenthür, öffnete dieselbe ein wenig, und den Kopf zwischen die Oeffnung durchsteckend, rief sie in die Küche hinein, Herr Stubbs möchte es nicht übel nehmen, sondern nur noch ein wenig warten, sie würde gleich kommen, wenn sie mit dem Herrn fertig wäre, der bald gehen würde. — Der Leser weiß, daß sich Stubbs nicht in der Küche befand; aber es war auch nur eine Kriegslist von ihr, durch welchen sie den doppelten Zweck erreichte, zuerst ihrem überlästigen Gaste zu sagen, daß sie nothwendige Geschäfte habe, und zweitens auf eine zarte Weise überhaupt anzudeuten, daß sie nicht allein sei, denn es schien ihr nicht so unmöglich, daß Grimpe sie am Ende gar in einer räuberischen Absicht aufgesucht haben könnte.

Vielleicht mochte er das merken, denn er sagte:

„Ich bin nicht hergekommen, Ihre Zeit unnütz in Anspruch zu nehmen. — Als wir uns das letzte Mal sahen, Sie wissen vielleicht noch, es war da in der Rosenstraße, haben Sie mir aus den Karten prophezeit. Ich lachte darüber und glaubte nicht daran, aber es ist eingetroffen. Sie sagten mir, ich würde in's Zuchthaus kommen, fünfzehn Jahre mindestens und es ist leider wahr geworden. — Ich bin erst vor einigen Tagen zurückgekehrt."

„Und nun wollen Sie wissen, wann und wie lange Sie wieder hinkommen werden?" sagte Susanne mürrisch. „Das wird bald geschehn; ich kann's Ihnen ohne die Karten sagen."

„Sie brauchen nicht so grob zu werden;" meinte Grimpe; „ich habe Geld, um Ihnen Ihre Mühe zu zu bezahlen; da ist ein Thaler und wenn's vorbei ist, sollen Sie noch einen haben."

Das Gesicht des Weibes nahm bei dem Anblick des Geldes allerdings einen freundlicheren Ausdruck an. Sie murmelte einige Worte, die eine Entschuldigung enthalten sollten; sie hätte das nicht wissen können, und er möchte sich nur deutlicher erklären, was er von ihr zu wissen verlange.

„Ich bin wohl sicher alt und schwach geworden, daß ich mir Rath und Hülfe hier suche;" sagte

Grimpe; „aber ich habe in der Nacht lebhaft von Ihnen geträumt Suse, die ganze Geschichte, wie Sie mir die Karten gelegt hatten und ich dann drei herherauszog, die Pik-Zehne und die Treff-Fünf und das Herzen-Aß, und Sie mir sagten, das Aß wäre das Gefangenhaus und die beiden andern Karten bedeuteten die Zahl der Jahre, die ich dahin kommen würde. Drei Tage nachher wurde ich arretirt und ich habe seither oft daran gedacht bei Tage und Nacht, nie aber so lebhaft wie gestern. Und als ich aufwachte, konnte ich's gar nicht vergessen und habe Mühe genug gehabt, Sie aufzufinden, und nun bin ich da und wollte Sie fragen, ob Sie mir nicht über eine andere Person Bescheid und Auskunft geben können, die mir sehr am Herzen liegt."

„Lieber wäre es mir freilich, wenn ich diese dritte Person sehen könnte; aber wir wollen sehn, was sich thun läßt;" entgegnete Susanne, und nach einer Pause setzte sie hinzu: „Ich liebe es im Uebrigen nicht, mich an die Vergangenheit erinnern zu lassen. Es ist zwar nichts mehr daran zu ändern, aber ich spreche nicht gern davon und Sie würden mir eine Liebe thun, wenn sie's auch so machten. — Da sind die Karten. — Und nun erzählen Sie mir ausführlich, was Sie wissen wollen."

Sie hatte zugleich ein Spiel beschmutzter und zerbrauchter Karten aus einem kleinen Arbeitskorbe, der auf dem Tische stand, hervorgenommen, dann setzte sie sich ihm gegenüber, und begann die Karten mit ihren dürren, knöchernen Fingern durcheinander zu mischen, während Grimpe sprach und sie von Zeit zu Zeit einen durchdringenden Blick auf ihn richtete.

„Ich habe einen Mann todt gesehn;“ sagte Grimpe; „todt, mit bleichem, blutigen Gesicht und seine Hand war kalt und sein Herz schlug nicht mehr, und ich habe ihn selbst mit meinen eigenen Händen in den Schnee verscharrt; es sind viele Jahre darüber hingegangen und doch habe ich diesen Mann gestern wieder gesehen, grade so wie er damals war, jung rüstig und kräftig.“

Da Grimpe bei diesen Worten schwieg, wartete Susanne einige Augenblicke, daß er weiter sprechen sollte; endlich sagte sie, das sei wohl möglich, man habe bisweilen sehr lebhafte Träume.

„Nein, nein;“ rief Grimpe heftig; „das war kein Traum, wovon ich hier spreche. Ich habe diese Träume oft genug gehabt! — Das war Wirklichkeit. Ich schlief nicht, ich war so wach, wie in diesem Augenblick und habe seine Hand in der meinen gehalten und seine Stimme gehört. — Es war kein Traum!“

„Was wollen Sie denn aber von mir?“ fragte Susanne.

„Sie sollen mir sagen, ob es möglich ist, daß die Todten wieder aufstehen können.“

Das war eine seltsame, unheimliche Frage, und auch Susanne fühlte es; aber sie sah auch, daß der, welcher sie that, aufgeregt war durch den doppelten Einfluß des Branntweins und des bösen Gewissens. Sie beschloß diese günstige Gelegenheit zu nützen, sich in ein Geheimniß einzudrängen, welches möglicherweise von irgend einem Werth für sie sein konnte, und so sagte sie:

„Es giebt allerdings viel geheimnißvolle Dinge auf Erden, wo man nicht weiß, wo sie herkommen, und verschwinden, man weiß nicht wohin; wie ich zum Beispiel einen Pfandleiher gekannt habe, der war todt und begraben und nachher begegnete ich ihn an der Spandauerstraßen-Ecke in einem naturellfarbenen Oberrock und Nankinghosen, was sein gewöhnliches Kostüm war, und er sagte zu mir, er müßte nach dem Stadtgericht gehen, einen Eid zu schwören, wegen eine silberne Taschenuhr mit Schildpatt-Kapsel. — Sehen Sie, das ist auch solch' ein Fall, und ich glaube, der Mann hatte einen Meineid geschworen, was ihm keine Ruhe im Grabe ließ, denn ich habe ihn nach-

her noch oft begegnet immer an derselben Stelle und in demselben Anzug."

Grimpe erwiederte mürrisch, das sei ein ganz anderer Fall.

„Das ist leicht möglich;" fuhr Susanne fort; „aber da liegt die Schuld an Ihnen, daß Sie mir's nicht deutlicher erklären. — Sie haben also den Mann todtgeschlagen?"

„Wer sagt das?" rief Grimpe heftig auffahrend. „Ich war es nicht, nein, ich nicht!"

„Na das bleibt sich gleich, und ich fragte auch nur so;" entgegnete das Weib so ruhig und gleichgültig, als handle es sich um die unbedeutendste Sache. „Ich will auch gar nichts davon wissen, wenn Sie mir nichts sagen können; aber dann kann ich freilich auch nichts sagen, denn aus Nichts kommt Nichts."

Grimpe schwieg einige Augenblicke, dann erwiederte er, daß er durchaus kein Mißtrauen in seine alte Freundin setze; der Mann, von dem er spreche, sei in den Kriegszeiten umgekommen, wo ein Menschenleben wohlfeil genug gewesen wäre; sie möchte nur sagen, was ihr zu wissen nothwendig sei, er würde ihr auf ihre Fragen antworten.

„Wo trafen Sie ihn also? — Ich meine die Erscheinung;" begann Susanne ihr Examen.

„Auf der Straße;" sagte Grimpe und ballte bei der Erinnerung an diesen Vorfall ingrimmig die Faust; „ich war hingefallen und hatte mir den Kopf zerschlagen und er nahm mich in seinen Wagen."

„Und er sah ganz so aus, wie der Andere?"

„Es fehlte kein Zug daran."

„Er sagte auch, daß er derselbe sei?"

„Nein im Gegentheil, er nannte einen andern Namen, ganz anders. — Alfred Horn!"

Susanne hatte all' ihre gewöhnliche Klugheit und Selbstbeherrschung nöthig, ihre Ueberraschung nicht zu verrathen, von diesem Munde einen Namen nennen zu hören, der ihr schon früher bekannt gewesen, noch ehe ihre Freundin am vergangenen Tage jene geheimnißvolle Geschichte erzählt hatte. Sie besaß indessen ein seltenes, durch lange Uebung erworbenes Talent der Selbstbeherrschung, oder richtiger der Verstellungskunst, und so sagte, sie ihr knöchernes Gesicht in eine undurchdringliche Gleichgültigkeit einhüllend, kalt und ruhig.

„Alfred Horn? — Und wie hieß der, den Sie meinen?"

Grimpe entgegnete mürrisch, das brauche sie nicht zu wissen, das gehöre nicht dazu.

Freilich hätte nun wohl Susanne mit Gewalt darauf dringen können, diesen Namen auch genannt zu hören; aber dazu war sie zu klug, denn leicht konnte Jener, wenn sie hartnäckig darauf bestand, noch zurückhaltender werden, und vielleicht ganz und gar das Gespräch abbrechen.

„Ich dachte nicht, daß es weiter noch ein Geheimniß wäre;" sprach sie anscheinend so gleichgültig, als nehme Sie nicht das geringste Interesse an der Sache. — Also Alfred Horn? — Nun, wir wollen erst einmal die Karten fragen, wie die Person eigentlich aussieht. — Ah," fuhr sie nach einer Pause fort, während welcher sie einzelne Kartenblätter aus dem in der Hand habenden Spiel hervorzupfte; „ah, ich sehe ihn. Es ist ein junger Mann. Vier oder fünfundzwanzig Jahr alt, große Figur, schwarzes Haar und Bart, sehr fein angezogen. — Ist er das nicht? — He?"

Grimpe sah sie mit abergläubischer Ehrfurcht an.

„Das Weib hat den Teufel im Leibe;" murmelte er. Dann sagte er laut, daß der Mann wirklich so ausgesehen habe.

Aber nichts desto weniger war er auf seiner Hut, nichts weiter von dieser Angelegenheit zu verrathen, als was er bereits gesagt hatte und er setzte den wei-

teren Fragen Susannens ein mürrisches Kopfschütteln entgegen, wenn Sie den Versuch machte, ihn noch mehr auszuforschen. Er blieb dabei, er wolle nichts weiter durch die Kunst der Kartenschlägerin erfahren, als ob das wirklich eine übernatürliche Erscheinung gewesen sei, die ihn in der verwichenen Nacht beunruhigt hatte. Dennoch gab Susanne die Hoffnung nicht auf, doch noch etwas Näheres aus ihm herauszubekommen und nachdem sie die Karten gemischt, gelegt und wieder gemischt hatte, erklärte sie endlich, es bedürfe längerer Vorbereitungen, um über einen solchen Gegenstand etwas Genaueres sagen zu können, und Grimpe möge daher am Abend des folgenden Tages zu ihr kommen, da sei die Zeit günstiger. Das Geld, welches er auf den Tisch gelegt hatte, gab sie ihm mit dem Bemerken zurück, er solle nicht eher bezahlen, als bis sie ihm wirklich gedient habe.

Als sie sich, nachdem Grimpe fortgegangen, allein befand, setzte Susanne sich einige Minuten nieder, als wolle sie das, was sie gehört, erst gehörig in sich verarbeiten und verdauen. Dann nahm sie aus einem Schubfach Dinte, Feder und Papier hervor, und nachdem sie einen halben Bogen abgeschnitten und in Form eines Briefbogens zusammengelegt hatte, begann sie zu schreiben. Das war eine unge-

wohnte Arbeit für sie, denn sie hielt oft genug inne, um an der Spitze der Feder zu kauen und schrieb dann wieder eifrig darauf los, große, dicke Buchstaben, bis ihr von der gewaltigen Anstrengung die Finger erlahmten, und sie nothgedrungener Weise wieder eine Pause machen mußte.

Endlich wurde sie aber doch fertig, und las das Geschreibsel mit großer Aufmerksamkeit durch.

Es lautete folgendermaßen:

Daß dieses Schreiben Ihnen bei guter Gesundheit antreffen möge, wünsche ich recht sehr. Ich muß Sie aber gleich davon benachrichtigen, wie eine merkwürdige Geschichte mir eben passirt ist, nämlich von einen Mann, der heißt Grimpe und ist zu mir gekommen, wegen ein Gespenst, das er gestern gesehn hat, sich die Karten legen zu lassen, und dies Gespenst ist eben derselbe junge Mann, worauf ich Acht geben soll, Alfred Horn nämlich. Es ist sehr schwer, mir in eine so verwickelte Geschichte auf schriftliche Weise deutlich auszudrücken; ich muß mir mündlich bedienen und werde heut Abend zu Ihnen kommen, um es ausführlich zu erzählen, zur gewöhnlichen Zeit. Entschuldigen Sie mein schlechtes Schreiben, aber es ist in Eile."

Postscriptum: „Ich muß so noch fragen, wegen die Dame mit Vornamen Therese, die Sie zu mir schicken wollen; ich habe das Papier, wo es d'rauf stand, verlegt und kann es nicht finden."

Die Addresse dieses Briefes lautete: An den Herrn Darrell, hier, unter den Linden Nr. —.

Susanne machte das Billet ziemlich ungeschickt, aber mit großer Sorgfalt zu, dann nahm sie ein altes Tuch, um darunter ihren schlumpigen Anzug zu verbergen, und ging, selbst den Brief nach einer nahgelegenen Stadtposterpedition zu tragen.

„Es ist ein saures Brod;" sagte sie seufzend zu sich selbst, als sie wieder die drei Treppen hinaufgekeucht war, und sich erschöpft niedersetzte; „aber wir haben im Leben ein Jeder seine Last zu tragen. — Wenn ich so die arme Kreatur ansehn thue, die Lüdicken, mit ihre zwölf Groschen den Tag und Kost, wo sie manchmal die Woche dreimal Kohlrüben kriegen thut, so kann ich mir eigentlich glücklich schätzen, daß ich's nicht nöthig habe. Sie sagt zwar's immer, es wäre 'ne Beruhigung für ihr, daß sie mit ihren Beruf die leidende Menschheit lindert, wie sie's nennt, aber was is eigentlich Beruf? — Beruf is Geld, und ich werde es dem ehrwürdigen Herrn nie vergessen und ihm ewig danken, daß er mir dazu gemacht

hat, was ich bin. — Freilich;" setzte sie nach einer Pause hinzu; „mit die Polizei muß man sich in Acht nehmen und vorsehn, aber was können Sie einem groß thun; sie haben zwar damals großes Halloh und Geschrei gemacht, wie das Mädchen aus der Jägerstraße verrückt wurde um meine Prophezeihung; aber sie konnten's mir nicht beweisen, und dann, warum glaubte sie's auch. — Ja, ja, warum glaubte sie's! — Warum glauben sie's Alle und wollen doch so gescheidte und kluge Leute sein; aber sie glauben's doch! Ha, ha, ha, ha!"

Dieser Gedanke schien Susannen unendlichen Spaß zu machen, sie brach in ein lautes Gelächter aus, das sich immer wieder erneute, bis ihr endlich der Athem verging und sie kirschroth im Gesicht wurde; aber selbst da lachte sie noch immer in einzelnen Absätzen, es war ja so spaßhaft, sie glaubten's wirklich! — Ha, ha, ha, ha!

Sechstes Kapitel.

Alfred empfängt Besuche verschiedener Personen, die ihn in große Bestürzung versetzen.

Schnell ist der Flug des Vogels durch die klare Luft, schnell der brausende Wind, der über des Meeres weite Wasserwüste hinfährt, schneller der Schall, der aus der Ferne an unser Ohr schlägt, schneller noch das Licht mit seinen flüchtigen Strahlen, schneller aber als Alles Andere sind die Gedanken des Menschen. Von den Eisgebirgen des Nordens bis zu den Sandwüsten des Aequators ist ihnen nur ein Schritt, von der lockeren Erdscholle bis zu den glänzenden Gestirnen des Himmels, von der Gegenwart bis in die fernste Vergangenheit, von der verwesenden Materie bis zu der Unendlichkeit des Geistes nur ein Schritt! — Und da jagen sie sich und kreuzen einander die flüchtigen Gedanken, und doch erreicht jeder sein Ziel, ohne von den anderen gestört und behindert zu werden, die denselben Lauf genommen oder vielleicht den entgegengesetzten. Aus dem tiefinnersten Gemüth hervor, Niemandem sichtbar, von Niemandem erkannt, streifen sie an einander vorüber, vielleicht die Grüße

ferner Lieben zu uns hertragend, oder Fluch und Haß mit sich führend. Doch der Mensch mit seinen ärmlichen Sinnen vermag nicht den leichten Flügelschlag dieser luftigen Kinder des Geistes zu erlauschen; zuweilen nur, wenn es so recht still und heimlich um uns her ist, vernehmen wir ein leichtes, wundersames Summen und Klingen vor unseren Ohren, und die Sage des Volkes erzählt, das wären die Gedanken fremder ferner Leute, die gekommen sind, uns zu besuchen; die Aerzte aber meinen, es käme von Erkältung.

Wenn wir indessen das Erstere annehmen, sei es auch nur um eine Ausnahme von der Regel zu machen, daß heut zu Tage das Volk immer Unrecht haben muß, so kann es an jenem Morgen wohl nicht leicht Jemandem mehr vor den Ohren geklungen haben, als dem jungen Manne, in dessen Zimmer wir den Leser jetzt führen und welcher derselbe ist, dessen Bekanntschaft wir durch die Wittwe Lüdicke zu machen die Ehre gehabt haben.

Da war zuerst diese Dame selbst, die, indem sie sich zu ihrer Morgenvisite anschickte und eine sehr gewählte Toilette machte, keinen Augenblick aufhörte, darüber nachzudenken, was wohl ihr ehemaliger Zögling ihr zu sagen haben könnte, was sie ihm antworten wollte, ob er ihr überhaupt etwas zu frühstücken

anbieten, und ob es dann rohen oder gekochten Schinken oder vielleicht gar geräucherte Zunge geben würde. Dann war es zweitens Susanne, die der Wittwe bei ihrem Anziehen behülflich, natürlich mit in das Gespräch hineingezogen wurde, obgleich sie gerade keinen besonderen Antheil daran zu nehmen schien, und dennoch ihre Nachbarin immer auf's Neue zum Erzählen aufforderte, wenn diese bei ihrer Schwatzhaftigkeit auf ein anderes Thema kommen wollte. Nach ihnen war es ein Mann in einer schmutzigen Winkelschenke kauernd, bei einem branntweinreichen Frühstück, und das war der Sträfling Grimpe, der an den Fremden dachte, welcher ihn gestern in seinen Wagen freundlich aufgenommen und dessen Anblick ein schrecklich blutiges Bild vor seiner Seele wach gerufen hatte, das er lange Zeit nicht mehr gesehn. — Auch der Mann Lacroix dachte an dieselbe Person, aber nicht mit freundlichem Lächeln auf den Lippen, sondern die Stirn düster zusammengezogen, finstere, unheimliche Gedanken. Und eben solche Gedanken waren es, die dem Busen zweier Männer entstiegen, die weit weg von Berlin, zu Paris in der Straße Vivienne in einem alterthümlich aber reich geschmückten Zimmer einander schweigend gegenüber saßen; — unheilbringende Gedanken, ebenfalls auf denselben Gegenstand gerichtet.

Aber mitten unter diesen gleichgültigen und unheimlichen Gesichtern taucht ein freundlicheres Bild hervor, ein liebes, bleiches Mädchenantlitz sich auf eine kleine weiße Hand stützend und auf ein beschriebenes Blättchen Papier niedergebeugt; ein wunderschönes, von schwarzen Locken umwogtes Köpfchen, und wenn einer dieser vielen an ihn gerichteten Gedanken an den Ohren jenes jungen Mannes wiederklingt, der Dir diese Verse geschrieben, welche Du eben wieder und wieder gelesen, so sind das Deine Gedanken, nur die Deinen, Therese. — Gewiß sie sind es, denn auch sein Gesicht ist heiter und strahlt vor Freude, vor inniger, herzlicher Freude, mit welcher er auf eine Zeichnung blickt, die seine Hand so eben vollendet, das Portrait eines jungen Mädchens, und darunter steht Dein Name, Therese. — O diese wundersüßen Gedanken! Sie sind ihrer Heimlichkeit nicht so kalt und stolz wie die zuckenden Lippen, welche sie aussprechen könnten und doch niederkämpfen in thörichtem Hochmuth; o daß wir sie verstehen könnten und ihre Sprache hören! Du würdest sie oft vernommen haben, Du ungläubiges Lockenköpfchen, bis Du sie endlich doch geglaubt, die Worte: „Ich liebe Dich Therese. Und auch Du liebebekümmertes Herz hättest Trost und Seligkeit gefunden, wenn Du

die Gedanken gehört und verstanden hättest, mit denen sie in so mancher verschwiegenen Stunde Deiner gedachte.

Es gereicht indessen dem Leser vielleicht zu einiger Beruhigung, wenn wir uns in dieser Schilderung, die vielleicht für Einen oder den Andern langweilig werden könnte, durch ein Pochen an der Thür des jungen Mannes rechtzeitig unterbrechen lassen. Und ein lautes und derbes Pochen war's in der That, und vollständig dazu geeignet, einen Verliebten aus seinen Träumereien zu erwecken, denn es ging zunächst von der Messing beschlagenen Spitze eines Sonnenschirms aus, welcher der Wittwe Lübicke gehörte. Die Dame hatte bereits den Knöchel ihres rechten Zeigefingers in eine mehrmalige Berührung mit der Thür gebracht, ohne einen Erfolg hervorzubringen und bediente sich nun des genannten Instrumentes, durch welches sie bei allen ähnlichen Fällen ein sehr günstiges Resultat zu erzielen gewohnt war. Auch hier rechtfertigte der Erfolg ihre Voraussetzung, denn Alfred fuhr aus seinem Sinnen empor und rief einigermaßen verdrießlich: „Herein!“ — Sein Gesicht heiterte sich jedoch auf, als er die Eintretende erkannte.

„Guten Tag, guten Tag!“ sagte er aufspringend und der Dame die Hand reichend; „wie geht es Ihnen?

— Gut, nicht wahr; — Sie sehen wenigstens munter und gesund genug aus. — So, nun kommen Sie und legen Sie ihr Tuch ab, und setzen Sie sich. Ach, nicht da, bitte auf das Sopha. — So ist's recht."

Die Wittwe war entzückt über diesen Empfang, ihr Gesicht strahlte vor Freude, aber sie ließ sich noch lange Zeit nöthigen, und machte viele Komplimente, bevor sie wirklich den angedeuteten Sitz einnahm. — Und wie großartig und prachtvoll war nicht dieses Sopha, und überhaupt die ganze Einrichtung des Zimmers! Diese schönen Meubles und die vielen Kupferstiche und Gemälde, die an den Wänden umherhingen. Und was das Frühstück betraf, so wurden ihre Erwartungen in diesem Punkte nicht allein befriedigt, sondern bei Weitem übertroffen, denn es gab sogar Wein, der so köstlich schmeckte, wie sie ihn bisher nie getrunken, und als sie nach dem Namen dieser Sorte fragte, hörte sie, daß er Sherry heiße, worauf sie erwiederte, er verdiene diesen Namen mit Recht, denn er sei wirklich so scharf und schneidend wie eine Scheere.

Nachdem das Frühstück beendet, und Alfred das Glas der Wittwe noch einmal gefüllt hatte, obgleich sie sich sehr sträubte und meinte, sie dürfe nun keinen

Tropfen mehr trinken, denn sie hätte vollständig genug, lehnte sich der junge Mann in eine Ecke des Sopha zurück und nachdem er ein paar Minuten hindurch geschwiegen, als wenn er sich über den zu besprechenden Gegenstand erst recht klar werden wolle, sagte er:"

„Sie werden sich wundern, meine liebe Mama, Sie werden sich in der That wundern, weshalb ich mit einer solchen Dringlichkeit ein Gespräch mit ihnen gesucht habe; aber meine einzige Hoffnung mich aus der unglücklichen Lage, in welcher ich mich befinde, zu befreien, beruht nur auf Sie."

Die Wittwe murmelte einige Worte, die so viel ausdrücken sollte, als daß sie sich ein Vergnügen daraus machen würde, Alles, was in ihren Kräften aufzubieten, um Alfred gefällig zu sein, und dieser fuhr fort:"

„Sie sind wie gesagt die einzige Person, der ich mich in meinem Unglück entdecken, und die mir helfen kann, wenn mir überhaupt zu helfen ist. — Ihnen allein sind die traurigen Umstände meiner Geburt bekannt, Sie haben mir dieselben mehr als hundertmal erzählt und mir versichert, das sei Alles, was sie wüßten, und dennoch muß ich heut wieder auf diesen Ge-

genstand zurückkommen. Ich bin jetzt bald sechs und zwanzig Jahre alt, wie Sie wissen werden; als Sie mich zum letzten Mal sahen, zählte ich zwanzig. Damals war ich ein junger Leichtsinniger, nur in dem Augenblick lebend und für die Zukunft jene großartigen, aber eben so unbestimmten Pläne hegend, von denen wir so gern träumen. Jetzt ist es anders, und ich bin ein Mann geworden. Früher, von den sanguinischen Hoffnungen der Jugend erfüllt, glaubte ich in mir selbst Mittel und Kräfte genug finden zu können, jene glänzenden Pläne zu verwirklichen; damals dachte ich nur in wehmüthiger Liebe an meine arme unglückliche Mutter zurück, die ich nie gekannt, jetzt aber hat sich diesem Gefühle noch ein Anderes hinzugefügt. — Ich war damals ein Knabe von fünfzehn Jahren, als mein Großvater, (denn mögen die Sachen liegen wie sie wollen, ich fühle es, ein Recht zu haben, ihn so zu nennen) mich zu sich auf sein Gut kommen ließ. Ich blieb indessen nur vier Wochen dort, und war froh, als ich nach Breslau geschickt wurde, denn die Behandlung, die ich von dem Vater meiner Mutter und deren Bruder erfuhr, war unfreundlich und abschreckend. Sie wissen, wie ich mich damals freute, als es hieß, ich solle meinen Großvater besuchen, und diese Täuschung war die erste,

die mein jugendliches Herz tief, tief verwundet. Als ich nach Breslau kam, erhielt ich dort einen Lehrer oder Erzieher, wie sie es nennen wollen, der mich zur Universität vorbereitete und auch dann noch meine Studien leitete, als ich bereits Student geworden war. Sie wissen das, aber ich habe Ihnen eigentlich nur oberflächlich von diesem Manne geredet, denn wir haben uns nachher nur so flüchtig gesehn und gesprochen. Seine Name war Lacroir. Er war, so wie auch ich in der katholischen Religion erzogen bin, ein strenger, eifriger Katholik, der sich außer meiner wissenschaftlichen Bildung es hauptsächlich angelegen sein ließ,mich ebenfalls zu einem streng Rechtgläubigen zu bilden, mir in allen übrigen Stücken aber vollkommene Freiheit gab, was allerdings nur dem Geschmack eines jungen Menschen angenehm sein konnte. Dennoch liebte ich ihn nicht, und es war nicht nur sein schroffes finstres Wesen, welches mich von ihm zurückhielt, sondern da war noch ein gewisses unbestimmtes Etwas, ich konnte mir nie klar darüber werden, aber es war da und ich konnte es nicht fortdrängen, das sich zwischen uns stellte und jede innigere Annäherung zwischen uns hinderte. Anfangs fürchtete ich ihn nur, als ich größer wurde, fing ich an ihn zu hassen, und mein einziges Streben war, mich von ihm loszu-

machen. Es gelang mir endlich. Ich hatte schon früh mein geringes Talent für die Malerei auszubilden gesucht und bestimmte endlich diese Kunst zu meinem Lebensberuf. Ich arbeitete einige Zeit in den Atteliers der berühmteren Meister und schrieb dann meinem Großvater, daß ich zu meiner weiteren Ausbildung nach München und von dort nach Italien zu gehen wünsche, und bat ihn zu gleicher Zeit inständig, mich von meinem bisherigen Mentor zu befreien. Die Antwort, welche ich erhielt, war von meinem Onkel. Er sagte mir in dürren Worten, daß mein Großvater seit zwei Jahren todt wäre und mir in seinem Testamente eine Jahresrente von fünfzehnhundert Thalern ausgesetzt habe, die ich bei dem Ihnen bekannten Banquierhause jährlich erheben könnte. Im Uebrigen sei ich mein freier Herr und könne thun, was mir beliebe. So unangenehm mich auch diese harten Worte berührten, so war ihr Eindruck doch nicht lang dauernd und ich säumte nicht, von meiner Freiheit vollständigen Gebrauch zu machen, und verließ meinen bisherigen Erzieher kalt und gleichgültig noch an demselben Tage. — Ich habe mich seit dieser Zeit auf der Reise unstät umhergetrieben; diese ewig neuen, frischen Eindrücke, unter denen ich lebte, und meine Arbeiten ließen mich das Vaterland und Alles was

hinter mir lag vergessen. Leider aber konnte dies nicht ewig dauern. —"

„Ich muß Ihnen sagen," fuhr der junge Mann nach einer kleinen Pause und mit einiger Verlegenheit fort, die seinem sonst so offnen, freien Wesen sehr gut anstand; ich muß Ihnen nun sagen, daß ich bei meinem Aufenthalte in Rom eine Dame kennen lernte, die — die — die mich, mit einem Worte gesagt, sehr interessirte. Sie war keine Italienerin, sondern eine Deutsche, kurz sie ist aus Berlin und befindet sich auch jetzt hier. Es ist nichts Abenteuerliches oder Romantisches bei dieser Bekanntschaft. Wir sahen uns und wurden bekannt, so leicht und einfach wie dies bei Landsleuten der Fall ist, die sich fern von ihrer Heimath begegnen; sie reiste indessen bald ab, während ich zurückblieb, doch nicht ohne die Erlaubniß erhalten zu haben, sie bei meiner Rückkehr nach Berlin wiedersehen zu dürfen. — Ich wäre noch länger in Italien geblieben, wenn mich nicht die Sehnsucht nach ihr zurückgerufen hätte. —"

„Nu — und?" fragte die Wittwe sehr gespannt, als der Sprecher hier inne hielt.

„Und ich habe sie wiedergesehn", sagte Alfred; „leider zu oft für meine Ruhe. Ich hatte es vergessen, daß ich ein Elender, ein Unglücklicher bin, der

keine Eltern hat und keinen Namen. Ich schrieb an meinen Onkel, bisher hatte ich nie diese traurige Angelegenheit berührt, und beschwor ihn bei Allem, was ihm heilig, mir das Geheimniß meiner Geburt zu enthüllen. Er antwortete mir, ich solle ihn in Zukunft mit derartigen Briefen verschonen; ich sei ein Bastard, ein uneheliches Kind und meine Mutter habe Schimpf und Schande über ihre Familie gebracht; von meinem Vater wisse Niemand etwas; er sei ein ehrloser Schurke gewesen, und ich möchte froh sein, daß man noch auf eine so anständige Weise für mich gesorgt hätte. — Das war die Antwort. Meine übrigen verzweiflungsvollen Briefe erhielt ich uneröffnet zurück."

„Das ist allerdings sehr unangenehm;" sagte die Wittwe theilnehmend den Kopf hin und her wiegend; „ich habe auch einmal einen Brief zurückgekriegt und mußte das doppelte Porto bezahlen; es war ein Mahnbrief und ich hatte ihn nicht frei gemacht; aber ich habe nachher geklagt, und die Rechnung und auch die Kosten bezahlt bekommen. — Vielleicht wäre es gut, wenn sie ihren Onkel verklagten?"

Auf diesen scharfsinnigen Rath erwiederte Alfred indessen für den Augenblick nichts; er schien denselben vielmehr ganz überhört zu haben, denn er sagte endlich:

„Meine theure Freundin, meine letzte Hoffnung stützt sich auf Sie. — Lassen Sie Alles Andere und beantworten Sie mir ehrlich uud offen eine Frage, die ich schon längst an Sie richten wollte und die ich doch immer gemieden habe, — glauben Sie, daß meine Mutter, meine arme, unglückliche Mutter wirklich nicht — —

Der junge Mann stockte bei diesen Worten; aber die Wittwe errieth, was er sagen wollte. Sie war grade keine sehr schlaue und lebenskluge Frau, wie dies der Leser auch wohl schon bemerkt haben mag; vielleicht daß ihre übrigen Kenntnisse und Gelehrsamkeit das Bischen Lebensverstand in den Hintergrund zurückgedrängt hatten, oder daß derselbe unter der Einwirkung ihres Universalmittels zusammengeschrumpft war; aber sie errieth es dennoch, was jener sagen wollte. Denn es gab in ihrem rostigen Herzen eine Saite, die auch noch so leicht berührt doch jenen wunderschönen, silberreinen Akkord von sich gab, der mild tröstend in das Ohr des Unglücklichen klingt, ein wundersüßer Moll-Akkord, den wir in seiner ganzen zarten und warmen Innigkeit nur aus dem Busen des Weibes herauftönen hören, das Mitgefühl. — Und Du hattest Dir diese goldene Saite bewahrt, volltönend und rein gestimmt, Du alte, staubige Seele, und Deine kleinen Augen glänzten in wehmüthiger

Freundlichkeit, und Deine heisere fette Stimme klang sanft, wie die eines jungen Mädchens zur Zeit ihrer ersten Liebe, als Du sagtest:

„Ich weiß, ich weiß, was Sie sagen wollen, mein lieber gnädiger Herr. — Ich habe auch schon oft d'ran gedacht, aber Sie hatte so etwas in ihrem Benehmen, wo man d'raus schließen mußte, es sei ganz unmöglich. Nein, nein, sie sind richtig und ehelich getraut gewesen, wenn vielleicht auch heimlich, davon bin ich überzeugt, und will es beschwören, auf meine Seligkeit und Ehrenwort."

„Ich wußte es," sagte der junge Mann mit einem Seufzer, der offenbar seine Brust erleichterte; — „sie war ja meine Mutter! — Aber haben sie denn keine andern Beweise, um Ihre Aussage zu unterstützen, als diese Meinung, wie sie dieselbe da aussprechen?"

Die Wittwe schüttelte langsam und nachdenklich den Kopf.

„Susanne hat mich schon gestern gefragt, wie ich ihr die Geschichte erzählte, ob ich denn gar nichts weiter davon wüßte; aber ich konnte ihr nichts sagen."

„Susanne? — Wer ist das?" fragte der junge Mann verwundert.

„'S ist die alte Person, die Sie bei mich angetroffen und an die sie die Karte abgegeben; wir waren

so in's Reden 'rein gekommen und ich erzählte ihr die Geschichte."

„So ist auch diese meine letzte Hoffnung verloren;" sagte Alfred melancholisch; „ich habe nicht die mindeste Spur, an welche ich meine Nachforschungen anknüpfen könnte. Ich weiß nicht einmal den Namen meines Vaters."

Als der junge Mann dies sagte, konnte man einen ganz eigenthümlichen Ausdruck auf dem Gesicht der Wittwe Platz gewinnen sehen. Es schien, als ob ein Heer einander widerstrebender und entgegengesetzter Gefühle in ihrem Innern um die Oberhand kämpfe. Sie wollte versuchen zu lächeln, aber es gelang ihr nicht; sie wollte niedergeschlagen aussehn, aber auch dieser Versuch fiel nur schwach aus, und um ihre Verlegenheit zu verbergen, holte sie endlich aus ihrer Tasche eine kleine beinerne Schnupftabacksdose hervor und nahm mit großer Bedächtigkeit eine Prise. Dies Benehmen wurde indessen von Alfred nicht bemerkt, der ernst und in sich gekehrt dasaß, bis endlich ein Entschluß in der Seele der Wittwe reif geworden zu sein schien, und sie, mit der Dose die Schulter des neben ihr Sitzenden berührend, während sie mit der anderen Hand an der Tischdecke spielte, zu ihm sprach:

'S ist 'ne kuriose Geschichte das, wahrhaftig; aber ich glaube, ich kann Ihnen den Namen sagen."

„Wie?" rief Alfred erstaunt. — Und das sagen Sie mir heut erst! — Erst jetzt!"

„Es hat mich lange auf die Seele gebrannt;" fuhr die Wittwe mit niedergeschlagenen Augen fort; „aber es war eine Pein für meine Gefühle, gewiß es war eine Pein, so daß ich es nicht über mich gewinnen konnte, davon zu sprechen, und wenn Sie die Schnupptücher gesehn hätten, sie würden es ganz natürlich gefunden haben und hätten mir entschuldigt, wahrhaftig!"

„Welche Taschentücher?" fragte Alfred verwundert.

„Es waren sechs Stück — grade ein halbes Dutzend;" sprach die Dame weiter; und ich habe nie in meinem Leben nichts köstlicheres in die Hand gehabt; die Frau Oberlandesgerichtsräthin kriegte damals bei ihre Ausstattung auch ein Packet ganz feine, ringsrum mit echte Kanten besetzt und in drei Ecken ein Blumenbouquet gestickt, in der vierten stand der Vorname; aber sie waren nichts gegen die Güte und Feinheit von Die."

„Aber ich bitte Sie, was schwatzen Sie da für Zeug!" rief Alfred.

„Werfen Sie nich so'n verfänglichen Blick nach die Flasche, als wollten Sie damit auf eine zarte

Weise andeuten, ich hatte zuviel von diese Scheere genossen;" fuhr die Sprecherin indessen mit ungeheuchelter Wehmuth fort; „nein, glauben Sie das nicht. Diese Scheere ist zwar sehr scharf und schneidend, wie ich mir schon vorher zu sagen erlaubte, aber ich kann noch ganz gut ein Glas vertragen, wenn Sie so gütig sein wollen, mir eins einzuschenken. — Nein ich spreche die Wahrheit und es ist eine schreckliche Pein für meine Gefühle, daß es eben die Wahrheit ist; aber es ist nichts so fein gesponnen, so kommt es dennoch an die Sonnen."

Alfred unterdrückte einen Ausruf der Ungeduld, welcher ihm auf den Lippen schwebte, und entschloß sich ruhig abzuwarten, welches Resultat sich endlich aus dem Chaos von Worten ergeben würde, die von den Lippen der Wittwe sprudelten, und dieses Resultat war endlich das Folgende:

Jener Unbekannte, der aller Wahrscheinlichkeit nach zu schließen, Alfreds Vater gewesen, hatte wenige Tage vor jener unglücklichen Katastrophe, die dem jungen Manne das Leben und seiner Mutter den Tod gab, ein halbes Dutzend Taschentücher zu der Wittwe gebracht, die sich damals auch mit dem Nähen feiner Wäsche beschäftigte, und ihr den Auftrag gegeben, dieselben zu säumen und zu zeichnen. Sie

hatte diese Arbeit indessen noch nicht begonnen und die Tücher lagen noch unberührt in ihrer Kommode als Alfreds Mutter starb, und da man natürlich nur die Auslieferung derjenigen Gegenstände verlangte, die der Verstorbenen gehört, hatte sie, bei der wörtlichen Auslegung dieses Verlangens stehen bleibend, jene Tücher für sich behalten. Im Grunde genommen hatte sie zwar kein Recht gehabt, die ihr anvertrauten Gegenstände zurückzubehalten, aber gesetzlich konnte sie deswegen eben so wenig ein Vorwurf treffen, während ihr streng moraliches Selbstgefühl diesen Vorfall zu einem Verbrechen erhob, dessen Andenken sie mit der größten Reue erfüllte. Alfred suchte die zerknirschte Sünderin dadurch zu trösten, daß er ihr ein Glas Wein einschenkte und sie bat, sich zu beruhigen und ihm den Namen zu sagen, den sie in jene Tücher sticken gesollt hatte. Es dauerte indessen lange Zeit, bevor die Wittwe ihre „aufgeregten Gefühle" derartig beruhigt hatte, daß sie im Stande war, hierüber die betreffenden Aufklärungen zu geben, und als es endlich so weit gekommen, nannte sie, nicht ohne Gefahr sich die Zunge zu zerbrechen, einen Namen, den auszusprechen für jeden Andern eine Unmöglichkeit gewesen wäre, und von dem Alfred sagte, er müsse einer ihm ganz unbekannten, barbarischen Sprache

angehören, die Wittwe aber meinte, es wäre französisch. — Um diese Behauptung zu rechtfertigen, erbot, sie sich, den Namen zu buchstabiren, wie er ihr damals vorgeschrieben worden war, denn diese Buchstaben würden ihr, wie sie sagte, niemals aus dem Gedächtniß kommen, und wenn sie so alt würde, wie Methusalem, und da hatte sie denn auch die Genugthuung, daß Alfred ihr zugestehen mußte, es sei wirklich ein französischer Name und nur einige Fehler in der Aussprache hätten ihn irre geführt, es müsse ausgesprochen werden: „Alphons La-Rochefaucoult.“

„Es war Unrecht, daß Sie mir nicht früher davon sagten,“ sprach Alfred nach einer Pause; „es wäre mir bei meinem Aufenthalt in Frankreich vielleicht möglich gewesen, etwas die über Familie zu erfahren, aber ich will Ihnen deshalb keine Vorwürfe machen. — Und das ist nun aber gewiß Alles, was Sie mir sagen können.“

„Es ist Allens,“ bekräftigte die Wittwe; „ich kann keine Sylbe weiter nicht sagen.“

Alfred verfiel wieder in sein früheres Nachdenken, und das Gespräch wurde jetzt nur noch in einzelnen, oft unterbrochenen Pausen geführt, bis die Wittwe endlich aufstand, sich zu beurlauben. Er ersuchte sie zwar, noch zu bleiben und mit ihm über

jenen Gegenstand zu plaudern, der für ihn von so hohem Interesse war; aber sie erklärte allen Ernstes, daß sie noch einige nothwendige Geschäftsgänge abzumachen habe, und sich nach dem Befinden mehrer Damen aus ihrer Bekanntschaft erkundigen müsse, die mit einer gewissen Aengstlichkeit ihrer Rückkehr von der Reise entgegengesehn hätten, obschon sie selbst ziemlich sicher wäre, denn sie besäße ihren Scharfblick und Kenntnisse davon; doch sei es, um die armen Kreaturen zu beruhigen, und dann gäbe es auch Zufälligkeiten, die oft einen Querstrich durch die ganze Rechnung machten und für die man nicht einstehen könnte, wie z. B. losgerissene Ochsen, Herren die in einen Butterkeller hinunter fallen und noch so vieles Andere, was störend auf den Gang der Natur einzuwirken vermag.

Unter vielen Höflichkeitsformeln und mit dem Versprechen bald, wieder zu kommen, stieg die Wittwe die Treppe hinab, bis an deren oberste Stufen sie Alfred geleitet hatte. Unten an der Hausthür spannte sie ihren Sonnenschirm oder Parasol, wie sie's nannte, auf, denn ein Anderer würde es für einen mäßig großen Regenschirm gehalten haben, und setzte in einem munteren, lustigen Schritt ihren Weg fort, die Melodie eines alten Liedchens vor sich hinsummend, und sich

wenig darum kümmernd, daß die Vorübergehenden mit verwundertem Lächeln ihr nachblickten.

Sie hatte indessen kaum etwa zweihundert Schritte gethan, als sie plötzlich stehen blieb und mit einem seltsamen Ausdruck im Gesicht einem Manne nachschaute, der auf der andern Seite der Straße mit raschen Schritten an ihr vorübergegangen war, ohne sich umzusehen. Es war ihr Reisegefährte aus der frankfurter Lohnkutsche.

„Wo führt Dir Dein Weg hier hin, Du seltsames, geheimnißvolles Intovidevidewum?" sagte sie, mit ihrem Sonnenschirm einige sehr merkwürdige Bewegungen ausführend, als wolle sie dadurch die Aufmerksamkeit dessen auf sich lenken, dem das Selbstgespräch galt. „Wo führt Dir Dein Weg hier hin, frage ich Dir? — Willst Du vielleicht ein armes, unschuldiges Weib in Schrecken setzen mit Dein pockennarbiges Kirschkuchengesichte, Du, daß sie eine Mißgeburt in die Welt setzen thut, die Dir gleichen könnte! — Wohin Du Jesoite, frage ich!"

Da sie indessen auf diese Fragen begreiflicherweise keine Antwort erhielt, stieß sie mit der Spitze ihres Sonnenschirms sehr heftig gegen einen Baum, um ihren gereizten Gemüthszustand wenigstens an einem Gegenstand auszulassen. Wirklich wurde ihr

Zorn auch dadurch ganz und gar von seiner eigentlichen Ursache abgezogen und als sie sich endlich derselben erinnerte und jenem Manne nachblickte, war derselbe verschwunden und wahrscheinlich in ein nahgelegenes Haus getreten. Hierdurch einigermaßen beruhigt, daß ein Unglück, wie das oben angedeutete, weniger zu fürchten sei, setzte sie ihren Weg gemächlicher fort, nur von Zeit zu Zeit stehen bleibend und einige abgebrochene Worte, wie eben so viele Beschwörungsformeln vor sich hin in die Luft murmelnd.

Die Wittwe hatte indessen keinen vernünftigen Grund für den Widerwillen, welchen ihr der Fremde einflößte. Es ging ihr nur, wie es auch uns häufig zu gehen pflegt, welche wir ebenfalls eine entschiedene Abneigung gegen Jemand hegen können, einzig und allein, weil uns dessen Physiognomie nicht gefällt. Die Dame hätte indessen einen noch weit kräftigeren Grund für ihren Zorn gehabt, und es ist nicht leicht abzusehen, wohin das bei ihrem aufgeregten Zustande geführt haben würde, wenn sie das Haus gesehn hätte, in welches der Mann hineinging und die Thüre, an welche er pochte. Sein Besuch galt derselben Person, welche die Wittwe so eben verlassen.

Alfred war noch mit den Gedanken beschäftigt, welche das vorhergehende Gespräch in ihm wachge-

rufen hatte, als der neue Besuch ihn aus seinen Träumereien aufschreckte.

Nachdem die ersten Höflichkeitsformeln vorüber, nahm Lacroix einen Stuhl und setzte sich Alfred gegenüber.

„Es wundert Sie wohl, mich hier zu sehen;“ sagte er nach einem augenblicklichen Schweigen; „ich kam erst gestern an und habe nicht gesäumt, Sie aufzusuchen.“

„Ich wundere mich nicht mehr darüber;“ entgegnete Alfred kalt; „ich bin zu sehr daran gewöhnt, daß Sie meinen Schritten folgen. In München, in Wien, in Paris, in Italien, überall erschienen Sie mir, zu einer Zeit und an einem Orte, wo ich es am Allerwenigsten vermuthete. — Wie gesagt, ich habe aufgehört, mich darüber zu wundern.“

„Es ist nicht so seltsam, wie es Ihnen scheint;“ sprach Lacroix mit leichtem Lächeln; „Sie wissen es recht gut, daß meine Geschäfte mich nach den Städten riefen, welche Sie zu gleicher Zeit besuchten. Sollte ich etwa eine solche Gelegenheit vorübergehen lassen, ohne im fernen fremden Lande einen jungen Freund aufzusuchen, an welchem mein Herz hängt. — Sollte ich es nicht thun?“

Alfred schwieg auf diese Frage.

„Sie sind Ihrer Stellung völlig frei und unabhängig," fuhr Jener fort; „und in ihrem Geiste sind Sie's noch mehr. Es war meine angelegentlichste Sorge, Ihrem Charakter diese Unabhängigkeit, diese Selbstständigkeit aufzuprägen, als Ihre Erziehung meinen Händen anvertraut war. Wenn ich jemals einen Einfluß auf Sie ausübte, so ist derselbe jetzt unter dem Lauf der Jahre und der Umstände geschwunden, und dennoch scheinen Sie zu glauben, daß es meine Absicht ist, auf irgend eine Weise auf Sie einwirken zu wollen. — Es kann keinen seltsameren Irrthum geben."

„Und nichts destoweniger;" erwiederte der junge Mann lächelnd; „nichts destoweniger versuchten Sie bei unserm letzten Zusammentreffen in Rom, ihren Einfluß auf mich unter jeden Umständen geltend zu machen, als ich unvorsichtig genug Ihnen von meiner Bekanntschaft mit jener Dame sprach."

„Einfluß?" wiederholte Lacroix ruhig. „Nennen Sie den väterlichen, wohlgemeinten Rath eines älteren Freundes nicht mit einem so harten Namen. — Ich denke, Sie werden es jetzt bei ruhiger Ueberlegung eben so gut eingesehen haben, daß ich Recht hatte, Sie vor dem Umgang mit einem Mädchen zu warnen,

welches selbst, so wie ihre nächste Umgebung dem Glauben der Ketzer ergeben ist."

„Wenn Sie mit Ihrer Warnung nur bezweckten, mich vor den Lehren, welche der Reformator Luther gepredigt hat, zu hüten;" sagte Alfred ruhig; „so haben Sie Ihren Zweck verfehlt. Es ist meine Absicht, oder ich beschäftige mich wenigstens schon längere Zeit mit dem Gedanken, zur protestantischen Kirche überzutreten."

Als Alfred diese Worte aussprach, hatte er vermuthet, daß sich auf dem Gesichte seines ehemaligen Lehrers Zorn und Unwillen, oder doch wenigstens Ueberraschung aussprechen werde. Aber Lacroix blieb so kalt und ruhig, als ob es grade dies wäre, was er erwartet hätte; es konnte nicht leicht Jemand geben, der es besser verstanden hätte, als er, jede Aufregung, jedes Gefühl unter der Maske einer undurchdringlichen Gleichgültigkeit zu verbergen.

„Ich beklage Sie, wenn Sie diesen Gedanken im Ernst hegen;" sagte er ruhig. „Ich beklage Sie, weil bald genug bittere Reue Sie auf den Pfad zurückführen wird, den Sie verlassen haben. Es hat sich noch Niemand von der allein seligmachenden Kirche losgesagt, ohne es zeitlich oder ewiglich büßen zu müssen. Aber fern sei es von mir, Ihren thörichten

Entschluß bekämpfen zu wollen; Sie werden früh genug von selbst zur Erkenntniß kommen und dann gebe Gott, daß es nicht zu spät ist, um durch Reue und Buße Ihr Verbrechen zu sühnen, zu welchem eine sündige Leidenschaft Sie verleitet."

„Es ist keine Leidenschaft, sondern ruhige, besonnene Ueberlegung, die mich dazu führen wird, Ueberlegung, die entsprungen ist aus der Anschauung des Bestehenden;" sagte Alfred; „und gewissermaßen schmerzlich ist es für mich, sagen zu müssen, daß grade meine Reise im Kirchenstaate diese Gedanken in mir zum klarsten Bewußtsein gebracht hat."

„Sie wollen mir das alte Lied vorsingen von der Verarmung und Verdummung des Volkes in den Landen, die dem reinen Glauben zugethan sind;" sprach Lacroix und es lag in dem Klang seiner tiefen ruhigen Stimme eine seltsame, unabweisbare Kraft. „Ich muß Ihnen allerdings im ersten Augenblick Recht geben, besonders was den Kirchenstaat selbst anbetrifft; aber Sie irren, wenn Sie den Grund dazu da suchen, wo Ihnen gerade das Gegentheil deutlich vor die Augen tritt. — Wer hat die Wälder unsres Vaterlandes gelichtet, die Sümpfe und Moräste ausgetrocknet, die ersten Furchen auf den jetzt so blühenden Aeckern gezogen, die ersten Gärten bepflanzt?

Die Mönche haben es gethan, welche die Kirche aussendete, als die wilden Einwohner noch die Arbeit verschmähten, und nur Jagd und Krieg des freien Mannes für würdig erachteten. Daher waren auch diejenigen Länder die betriebsamsten und reichsten, in denen das Christenthum die tiefsten Wurzeln faßte und frühzeitig die schönsten Blüthen trieb. Das Christenthum in seiner Reinheit war es, welches Spanien zum höchsten Flor der Industrie erhob, bis es die Reichthümer von Peru und Mexiko, ohne alle Schuld der Religion, wieder stürzten. Frankreich, ehe es der Unglaube entsittlichte, und diese Entsittlichung seine Kräfte erschöpfte, Frankreich, als es noch der Religion seiner Väter diente, war das reichste Land in Europa. Welch' ein anderes Land in der Welt hat so unerschöpfliche Hülfsquellen als Oesterreich, welches beharrlich und ruhig im alten Glauben dasteht; blicken Sie auf Belgien hin, mein Theurer, und Sie sehen mit Erstaunen, wie schnell dieser Staat, vom Joche religiöser Bedrückung befreit, auf den Gipfel des Wohlstandes kam. — Nein, nein, mein theurer, junger Freund, nur ein kurzsichtiges Auge, glauben Sie mir, kann sich zu jener thörigten Meinung hinneigen, welche Sie vorher aussprachen."

„Es ist mir nie eingefallen, Thatsachen wie diese

bestreiten zu wollen;" entgegnete Alfred; „die Verdienste der katholischen Kirche um die Heranbildung des Volkes von der untersten Stufe des Culturzustandes bis zu einer gewissen Höhe, sind die Säulenhallen eines ewigen Tempels, den sich diese Religion in der Geschichte der Menschheit aufgerichtet hat. Aber als sie diese Höhe erreicht hatte, blieb sie stehen, in sich selbst und durch sich, jeden weiteren Fortschritt, jede weitere Entwicklung hemmend. — Der Protestantismus dagegen ist die Religion der Freiheit, des Vorwärtsschreitens! — Mag ihm allerdings nicht jenes Verdienst zugerechnet werden, welches der Katholicismus für sich allein in Anspruch nimmt, so gebührt ihm doch der Ruhm, da weiter gebaut zu haben, wo jener stehen geblieben. — In dem Augenblick, als über die neugeschaffene Erde der Athem der Gottheit hinwehte, ward ihr und allen ihren Geschöpfen das große Losungswort zu Theil, welches gewissermaßen das eigentlichste Grundprinzip der Gottheit selbst ist — vorwärts! — Jeder Stillstand bringt Fäulniß und Verderben, das ist der Fluch der Gottheit, der auf denen ruht, welche ihr erstes und letztes Gebot nicht befolgen. Die Aufgabe einer jeden Religion, mag sie einen Namen haben, welchen sie wolle, ist stets die, die Menschen der Gottheit immer ähnlicher zu machen,

das ist ein unbestrittener Grundsatz — und wie nun die freie Entwicklung und die daraus entspringende Freiheit selbst, das innerste Wesen der Gottheit ist, so brauchen wir auch, um zu diesem Ziele zu gelangen, eine Religion der Freiheit!"

„Sie werden ja förmlich poetisch, mein Theurer;" sagte Lacroix, hinter einem leichten Lächeln seinen Unmuth verbergend; — „und Sie meinen also, diese Religion der Freiheit und des Fortschrittes im Protestantismus gefunden zu haben? — O wie sehr haben Sie sich da getäuscht. In jenen Gemeinden, die sich von der Kirche Jesu losgesagt haben, ist jeder Pfarrer ein unumschränkter Despot, welcher der Menge predigt, was ihm gutdünkt, während die Anderen, die sich die Gebildeteren nennen, das Evangelium sich nach ihrem eigenen Geschmack erklären, und so finden Sie diese Gemeinden in unzählige Secten getheilt und in diesen Secten bei jedem Individuum einen andern Glauben. — Und das nennen Sie protestantische Freiheit! — Gut, ich will Ihnen Recht geben. — Aber während die katholische Kirche stark durch ihre Wahrheit, und diese Wahrheit ist die Freiheit in Christus — allen Versuchen weltlicher Fürsten trotzte, die über die Grenzen hinausschreiten wollten, welche unser Heiland seiner Kirche angewiesen hat, während sie nie die

Sklavin eines Menschen wurde, ist der protestantische Glaube den Fürsten dieser Erde eine dienstbare Magd geworden. Das Evangelium, das Wort Gottes ist das Gesetz der allein seligmachenden Kirche, das Evangelium der Protestanten ist das Wort ihres Fürsten, der den anders Glaubenden nicht etwa mit Milde zurück zu führen sucht zu dem befohlenen Glauben, oder den Hartnäckigen aus dem Verbande der Kirche ausstößt, sondern ihm befiehlt, zu glauben, was geglaubt werden soll und sich Gehorsam zu erzwingen weiß, weil ihm die weltliche Gewalt zu Gebot steht. — Und das nennen Sie protestantische Freiheit! — Sehen Sie auf jene blühende Provinz, wo Tausende von gewerbfleißigen Einwohnern auf Befehl der Regierung ihren Glaubensmeinungen entsagen, oder ihr Vaterland verlassen müssen, nicht etwa Atheisten oder Ketzer, sondern grade die, welche an der ursprünglichen Lehre ihres Reformators festhalten. — Und das nennen Sie protestantische Freiheit! — Man verspottet uns, wenn wir uns mitten im Gewühl der Geschäfte auf Augenblicke zum Gebet mahnen lassen, das den Gedanken an Gott, an unsere ewige Bestimmung stets in unsrer Seele erneuert; die Kirchen der Protestanten sind an den Werkeltagen geschlossen; am Sonntage öffnen sich die Thüren ihrer

Tempel, und die Polizei befiehlt ihnen bei Strafe, zu beten und nicht zu arbeiten. — Und das nennen Sie protestantische Freiheit! — Die speculative Vernunft, sagen Sie, geht ihnen über das Evangelium, aber über das Evangelium und über die Vernunft geht eine Kabinetsordre. Und das nennen Sie protestantische Freiheit!"

„Sie übertreiben Lacroix, Sie übertreiben!" rief Alfred durch diese Schmährede einigermaßen aufgebracht. — „Die freie Forschung ist das Grundprinzip des Protestantismus und kein Protestant wird derselben hindernd entgegen treten. — Wenn auch Aeußerlichkeiten zuweilen einer bestimmten Regel unterworfen sein müssen, so würde es doch diese Religion in ihrem innersten Wesen vernichten heißen, wollte man hindernd auf die freie Fortentwicklung des Geistes im Glauben einwirken. — Die katholische Religion verlangt einen blinden Glauben, aber dieser Glaube ist keine Ueberzeugung, denn die Ueberzeugung kann nur aus der Anschauung oder aus der Spekulation hervorgehen. — Sie werden mir zugestehen müssen, daß die Menschen anders, als jetzt waren zu jener Zeit, wo die Apostel ausgingen, das Evangelium den Heiden zu predigen, und daß das Wort, welches sie aussprachen, nothwendig den nöthi-

gen Modificationen unterworfen sein muß, wenn auch der Geist der christlichen Lehre unabänderlich derselbe ist, und es auch in Ewigkeit bleiben wird."

„Das ist ein unfruchtbarer, unergiebiger Streit, mein theurer Freund;" sagte Lacroix, eine Sekunde lang seinen Blick so durchdringend auf Alfred heftend, als wolle er dessen innersten Gedanken ergründen. „Das was Sie da gesagt haben, schmeckt sehr nach dem atheistischen Indifferentismus unserer Zeit, und wenn wir das Gespräch auf diesem Felde fortsetzen wollten, würden Sie mir in der jetzt so beliebten Weise die ganze Göttlichkeit Christi negiren, ohne daran zu denken, daß Sie dadurch jede christliche Religion in ihren Grundprinzipien über den Haufen stoßen. — Nein, nein, lassen Sie mich;" sagte er lächelnd, als er sah, daß Alfred ihn unterbrechen wollte; „es führt zu nichts, darüber zu streiten. Es gab einst eine Zeit, wo ich mich in demselben Zustande befand, wo ich eben so dachte, wie Sie. — Sie wissen es noch nicht, daß ich auch Protestant war, wenigstens nannte ich mich so, denn im Grunde gehörte ich keiner positiven Religion an. Man hätte jahrelang mit mir disputiren können, man würde mich doch nicht überzeugt haben. Aber es giebt, glauben Sie mir, mein lieber Freund, es giebt Augenblicke im Leben, wo wir nicht mit unserer

spitzfindigen Philosophie, nicht mit unserer gerühmten Seelenstärke auskommen, wenn dieselbe nicht in dem Fels des Glaubens ihr Fundament findet. — So warf ich mich in die Arme der allein seligmachenden Kirche und fand, was ich suchte. — Ja Alfred; ich bin Proselyt; nennen Sie mich immerhin mit diesem verrufenen Namen, aber ich bin Katholik, ein überzeugter, gläubiger Katholik!"

Alfred war durch diese plötzliche, ihm so ganz unerwartete Entdeckung verwirrt und überrascht, daß er für den Augenblick kein Wort darauf erwiedern konnte, worauf Lacroix, der seine letzten Worte mit einer bei ihm sonst ungewöhnlichen Aufregung gesprochen hatte, in seiner sonstigen Weise wieder fortfuhr:

„Ich zweifle nicht, daß es auch in Ihrem Leben früher oder später einen solchen Augenblick geben wird, aber ich weiß auch, daß bis dahin jeder Versuch vergeblich sein würde, Ihre Ansichten zu ändern, und ich will wünschen, daß jener Zeitpunkt nicht mehr fern sei. — Aber um wieder auf den Punkt zurückzukommen, von welchem unser Gespräch ausging, mein theurer Alfred, so begann derselbe mit dem Vergleich der Vorzüge des katholischen und des protestantischen Glaubens, wenn überhaupt ein solcher Vergleich möglich ist. Vorzüge lernen wir indessen nur aus der

jedesmaligen Wirkung kennen, und da müssen wir uns denn zunächst das Zugeständniß machen — und Sie werden mir gewiß vollständig Recht geben — daß die Wirkung einer jeden Religion nothwendig eine doppelte ist, oder es doch sein sollte, und zwar zunächst, wenn ich mich so ausdrücken darf, eine innere und dann, freilich mit der ersteren eng verbunden und aus derselben hervorgehend, eine äußerliche. Ueber diese äußerliche Wirkung sprachen wir, von jener wollen wir abbrechen. Sie hatten das unergiebige Geschäft übernommen, den Protestantismus vertheidigen zu wollen. — Aber, lieber Alfred, haben Sie denn auch an das wesentlichste Grundprincip der katholischen Kirche gedacht, an ihre Selbstständigkeit, an ihre Unabhängigkeit von jeder weltlichen Macht? — Und wenn sie daran dachten, sind Ihnen nicht die unendlichen Vortheile klar geworden, welche daraus für die Anhänger der Kirche hervorgehen? Die Unabhängigkeit der Kirche ist eine Constitution, welche die Gewissensfreiheit ihrer Anhänger und großentheils auch deren materielle Freiheit garantirt. — Sie haben mir vorher selbst gesagt, daß es die Aufgabe einer jeden Religion ist, die Menschen der Gottheit ähnlich zu machen, und daß diese Annäherung in dem Prinzip der Freiheit ihre Basis findet. Sie haben sich

mit ihren eigenen Worten geschlagen, denn wo die Kirche unter dem Zwange der weltlichen Macht steht, ist die Glaubensfreiheit ein Unding."

„Es ist nicht gut mit Ihnen disputiren, Lacroix," erwiederte Alfred mit einem verlegenem Lächeln; „ich muß gestehen, Sie haben mich in die Enge getrieben, ohne mich deshalb zu überzeugen."

„Ich werde Sie nicht eher überzeugen, als bis Ihre Zeit gekommen ist;" nahm Jener schnell das Wort; aber hören Sie meinen wohlgemeinten Rath, und er ist wohlgemeint, Sie mögen es glauben oder nicht. — Der Indifferentismus gegen jede positive Religion überhaupt, der, wie ich sehe, in Ihrem Herzen Raum gewonnen hat, würde Sie in einen bodenlosen Abgrund des Verderbens stürzen, wenn Sie jetzt sich der Form nach einer Religionspartei anschließen wollten, zu der keine vollständige Ueberzeugung sie hintreibt. — Oder wäre es etwa so? — Meinen Sie, daß Sie als Katholik nicht selig werden könnten? — Es ist nicht. Ich sehe, wie Sie die Augen niederschlagen; — also folgen Sie meinem Rathe. Wenn Sie auch glauben, daß der Weg, auf welchem Sie wandeln, der unrechte ist, so bleiben Sie lieber auf demselben, bevor Sie einen andern einschlagen, von dem Sie nicht überzeugt sind, daß er gewiß der richtige ist."

„Ich könnte Ihnen sagen;“ fuhr er nach einer Pause fort, da er sah, daß er offenbar durch seine Worte Eindruck auf den jungen Mann gemacht hatte; „ich könnte Ihnen sagen, daß sich in kurzer Zeit Vieles und Wichtiges, die Stellung der Kirche betreffend, ändern wird; doch das würde Sie kalt lassen. Aber, und Dank sei Gott und seinem heiligen Sohne, es giebt noch Männer, die nicht von jener erschlaffenden Gleichgültigkeit angesteckt sind, an welcher jetzt die Zeit krankt. Es giebt solche Männer, Alfred, und sie werden ihr Haupt erheben über ein Kleines.“

„Ich verstehe Sie nicht;“ sagte Alfred, sowohl über diese Worte, als über das Aussehn seines Erziehers erstaunt und befremdet. — „Ich begreife den Sinn Ihrer Rede nicht.“

Das Gesicht des Proselyten hatte einen freudestolzen Ausdruck angenommen, seine Augen funkelten von innerem Feuer, er hatte seine Hand weit ausgestreckt und legte sie, als er fortfuhr, auf Alfreds Schulter: „Als die Jünger auf dem Meere fuhren und der Sturm ihr Fahrzeug bedrohte, da weckten sie Ihn, daß Er sie errette; und Er bedrohte den Wind und das Meer, da ward es ganz stille. — Und Er wird seine Kinder auch in diesem Sturme nicht verlassen.“

„Sie müssen sich deutlicher ausdrücken, wenn ich Sie verstehen soll;" sprach Alfred gespannt; „oder ist das, worauf Sie hindeuten, vielleicht ein Geheimniß?"

„Es wird nicht lange mehr Geheimniß bleiben, die Zeit ist nahe herbeigekommen;" fuhr Lacroir fort. — „Ich will es Ihnen mittheilen, Alfred, obgleich ich es nach der Eröffnung, die Sie mir gemacht haben, nicht thun sollte. — Aber ich vertraue Ihrem Ehrenworte. — Versichern Sie mir mit demselben, daß Sie zu Niemandem, wer es auch sei, davon sprechen, was ich Ihnen jetzt sage."

Alfred gab ungeduldig das geforderte Versprechen, und Jener fuhr fort:

„Diese unglückselige Lauheit und Selbstsucht, an welcher unsere Zeit krankt, hat, wie ich es leider bekennen muß, selbst die mächtigeren Stützen der Kirche, theilweis das Oberhaupt derselben ergriffen. Der heilige Vater, Gott segne und erleuchte ihn, verfolgt bereits seit dem Antritt seines heiligen Amtes eine Politik, die der wahren Kirche nur zum Nachtheil gereichen kann. Es ist zwar ein schöner, echt christlicher Gedanke, auf eine friedliche Weise die Wirren und den Streit schlichten zu wollen, der zwischen der katholischen Kirche und dem Protestantismus noch nie

aufgehört hat; aber Christus selbst sagt, wer nicht für mich ist, der ist wider mich, und diese endlose Nachgiebigkeit in den wichtigsten Dingen, wird und muß der Kirche zum Verderben gereichen. — Ihnen sind vielleicht die specielleren Verhältnisse und Zustände nicht in so folgerechtem Zusammenhange bekannt, wie es zu einer innigeren Verständniß derselben nothwendig ist. — Hören Sie also:"

Seine Stimme hatte, während er so sprach, ganz und gar jene Aufregung verloren und wieder die ihr eigenthümliche Ruhe angenommen, welche ihm bei seinem durchdringenden, scharfen Verstande in so vielen Gelegenheiten den Sieg über einen weniger kaltblütigen Gegner erringen ließ. — Er fuhr fort:

„Nachdem bereits im Jahre 1803 für den östlichen Theil des Staates eine Kabinetsordre, die gemischten Ehen betreffend, veröffentlicht worden war, in welcher die dort in Kraft stehende, von Benedict XIV. heiligen Andenkens, erlassene Constitution Magnae Nobis admirationis förmlich aufgehoben wurde, ward eine eben solche Kabinetsordre vom 17. August 1825 auch für den westlichen Theil der Monarchie erlassen, und darin befohlen, daß die Kinder aus gemischten Ehen, ohne Unterschied des Geschlechts, in der Religion des Vaters erzogen werden sollen. Zugleich

wurden Strafgesetze gegen die widerstrebenden Geistlichen angedroht, wenn sich dieselben weigerten, eine solche Ehe einzusegnen, die nach den Bestimmungen des tridentinischen Concils ungültig und ketzerisch ist. In solcher Noth wendeten sich die Bischöfe jener Provinzen, mit Beistimmung der Regierung an das sichtbare Oberhaupt der Kirche, Leo XII. glorreichen Andenkens. Allein das traurige Ereigniß seines Todes verschob die vollständige Erledigung dieser Angelegenheit auf das Pontifikat Pius VIII., der endlich das bekannte Breve vom 25. März 1830 erließ, welches in dem versöhnenden Sinne der Kirche der weltlichen Macht alle nur möglichen Zugeständnisse machte. Dennoch bezeigte sich dieselbe nicht damit zufrieden, sondern verlangte einige wesentliche Abänderungen des Breve, die indessen von Pius entschieden abgelehnt wurden, worauf ein Stillschweigen und eine Unthätigkeit vieler Monate folgte, bis endlich auch Pius starb und Gregor XVI. von der göttlichen Vorsehung zur Leitung der Kirche berufen wurde. Darauf wurden die früher abgebrochenen Unterhandlungen erneut, aber auch Gregor konnte nicht über die Grenzen hinausgehn, die sein Vorgänger in dem genannten Breve gesteckt, und er beharrte dabei, daß dieses Aktenstück in Kraft bleiben und den betreffenden Bischöfen ohne

weiteren Vorbehalt mitgetheilt werden müsse. Nach beinahe zwei Jahren wurde indessen durch Gottes wunderbare Fügung der Schleier aufgedeckt, den die weltliche Politik über diese Angelegenheit gebreitet hatte. Auf seinem Todbette, von Reue und Seelenangst gepeinigt, bekannte Joseph, der Bischof von Trier, daß er durch die Ueberredung bewogen worden sei, einer Uebereinkunft beizutreten, die der Erzbischof von Köln, Graf Spiegel, ohne die päpstliche Genehmigung mit der Regierung abgeschlossen habe, eine Uebereinkunft, die von dem schon mehrfach berührten Breve in den wesentlichsten Punkten verschieden ist. — Sie sehen mich ungläubig an, mein theurer Alfred, Sie schütteln den Kopf; — aber es ist doch wahr. Ich habe diesen Brief mit meinen eigenen Augen gesehen. Er ist vom 10. November des verflossenen Jahres datirt und schließt mit den denkwürdigen Worten:*) „Jetzt aber, da ich an der Grenze meines Lebens stehe, erleuchtet von der göttlichen Gnade, widerrufe ich, von Reue getrieben, freiwillig und aus eigenem Antriebe Alles, worin ich in dieser hochwichtigen Sache geirrt habe.“ — Der Herr sei ihm ein gnädiger Richter;“ setzte Lacroix nach einer Pause hinzu; „er

*) Urkundlich.

ist spät zur Erkenntniß gekommen, aber es steht geschrieben, die um die eilfte Stunde gedinget waren, erhielten auch ein Jeder seinen Groschen."

„Und nun?" fragte Alfred, als er sah, daß Lacroix schwieg.

„Das ist die Darstellung der Thatsachen;" sagte der Proselyt einfach; „eine unpartheiische, wahre und leidenschaftslose Darstellung des Geschehenen."

„Doch das ist auch größtentheils bekannt, wenn mir auch nicht so umständlich und ausführlich, wie Sie's erzählten. — Aber es ist doch nicht Alles, was Sie mir sagen wollten?"

Lacroix schien diese Frage ganz und gar zu überhören. Er schwieg noch immer, entweder als wolle er seinem Zuhörer Zeit zur Ueberlegung lassen, oder als sei ihm selbst plötzlich ein Gedanke durch den Kopf gegangen, der seine ganze Aufmerksamkeit fessele. — Dann aber sagte er fortfahrend, als ob gar keine Unterbrechung stattgefunden hätte:

„Der Protestantismus hat wieder die weltlichen Waffen hervorgesucht, die allein seligmachende Kirche zu bekämpfen. Wir müssen das Schild erheben wider sie. Wenn die Säulen des Tempels schwanken, müssen wir mit unseren Leibern ihn stützen. Wenn Bischöfe und Cardinäle, wenn der Papst selbst wie

ein schwaches Rohr ist im Sturme der Zeit, so müssen wir den entscheidenden Schritt thun. Es muß etwas geschehn, was einen Bruch, und einen unheilbaren Bruch zwischen Rom und der Regierung herbeiführt, ein neuer Bannfluch muß gegen diese Ketzer herüberdonnern und die Streiter zu den Waffen rufen, und der Sieg wird mit uns sein, denn mit uns ist Jesus Christus!"

„Mein Gott im Himmel, Sie sprechen von einem Religionskriege!" rief Alfred entsetzt.

„Ja. — Und wir werden diesen Krieg haben, ehe wir das neue Jahr schreiben."

Alfred blickte den Sprecher erstaunt an.

„Es ist nicht möglich;" sagte er dann zweifelhaft. „Nie sah es in Deutschland weniger kriegerisch aus, als jetzt. Es würde gegen die Politik der deutschen Kabinette sein, von ihrer friedlichen Tendenz abzugehen."

Die Augen des Proselyten leuchteten, als er sagte:

„Wir, und nicht die Kabinette der Fürsten, wir haben diesen Krieg gemacht."

„Wir? — Wen meinen Sie damit?" fragte Alfred.

Lacroix antwortete nichts auf diese Frage, er war aufgestanden und schritt in heftiger Bewegung

durch das Zimmer. Endlich blieb er vor einem Fenster stehen und deutete mit der Hand auf die umliegenden Landhäuser und Gärten hinaus.

„Da unten ist Leben und Thätigkeit;" sprach er; „die Leute rennen und drängen sich, nur an ihre Wohlfahrt denkend, für den Augenblick sorgend und Keiner mit dem beschäftigt, was die Zukunft bringen wird. — Wehe über Euch, Wehe, das Gericht wird über Euch kommen, und Keinen vorbereitet finden. Das Haus, was Ihr da baut, wird zerstört werden, ehe es vollendet ist, — der Acker, den Ihr besäet, wird für Euch keine Frucht tragen! — Die Rosse werden die Saaten zerstampfen, die Flammen werden Eure stolzen Palläste zerstören; aber aus der Nacht des Trübsals, aus den Trümmern der Zerstörung werden sich die Altäre des wahren, ewigen Gottes, in strahlender Pracht erheben!"

Alfred schwieg bestürzt; er wußte nicht, waren diese räthselhaft geheimnißvollen Andeutungen wirklich in einem bestimmten Factum begründet, oder nur durch eine excentrische Ideenverbindung hervorgebracht. Lacroix selbst brach endlich das Stillschweigen, indem er in gemäßigterem Tone, die Arme über die Brust gekreuzt, während er noch immer am Fenster stehen blieb, fortfuhr:

„In der Noth und Trübsal dieser letzten Zeit mußten sich die Gläubigen eng an einander schließen, um nicht von dem überfluthenden Strome der Sünde und der Ketzerei fortgerissen zu werden. Sie stifteten deshalb unter sich Vereine und Brüderschaften, die dem wahren Glauben zum Schutz und Schirm dienen sollten. Die eine derselben, und Gott der Herr hat mich so hoch gewürdigt, ein unwürdiges Mitglied derselben zu sein, ist die Erzbrüderschaft des heiligen, unbefleckten Herzens Mariä zur Bekehrung der Sünder. Sie sind überrascht Alfred; ich sehe es Ihnen an; aber meine Worte sind wahr, wie das Evangelium selbst. Die Kirche wird wieder erstehen in ihrer alten Herrlichkeit, die Blinden werden sehen und die Tauben hören, und den Armen wird das Evangelium gepredigt.“

„Zu welchen thörigten Phantasien hat Ihr Religionseifer Sie fortgerissen;“ sagte Alfred ernst. „Sie wollen die Fackel eines schrecklichen Vernichtungskrieges in diese friedlichen Hütten werfen, Flammen entzünden, die Sie nachher nicht mehr zu löschen vermögen, und das Alles ohne die mindeste Aussicht auf einen Erfolg, nur von blindem, wahnsinnigen Eifer getrieben.“

„Ohne Erfolg?“ entgegnete Lacroix mit einem

flüchtigen Lächeln; — „Sie sagen, ohne Erfolg?“ Er trat bei diesen Worten vom Fenster zurück und nahm seinen Sitz wieder ein, während er weit ruhiger und mit einem leichten Kopfschütteln fortfuhr: „Ich will Sie Ihres raschen Urtheils wegen nicht schelten, die Jugend ist bald fertig mit Meinung, während das bedächtige Alter überlegt, ehe es urtheilt. Hören Sie mich einmal ruhiger an, und Sie werden anders denken lernen. — Jene von Gott geweihten, von ihm selbst zu Wiederherstellung seiner Kirche eingesetzten Gesellschaften haben eine weitere Ausdehnung und Verbreitung, als Sie es glauben. Ihr Name und Ihr Bestehen selbst ist fast Niemandem als den Mitgliedern derselben bekannt, denen ein unverbrüchliches Schweigen darüber zur Pflicht gemacht ist, und dennoch ist die Zahl dieser wie Sand am Meere. — Ich will Sie nicht mit einer Geschichte der Entstehung jener Gesellschaft unterhalten, ein spöttisches Lächeln würde die Antwort sein, welche ich von Ihnen erwarten darf; aber ich sagte schon einmal, auch ihre Zeit wird kommen, und ich habe Manchen gesehn, der sich stärkeren Geistes achtete und doch bekehrt wurde. *)

---

*) Ueber die Entstehung dieser, der neuesten Zeit angehörenden, bisher wenig bekannten Gesellschaft theilen wir dem

Unter den Bewohnern dieses Staates zählen Sie fünf Millionen, die der katholischen Kirche angehören und

---

Leser das Folgende mit, welches wir im Auszuge einem, zu Einsiedeln 1844 erschienenen Buche entlehnen, welches den folgenden Titel trägt: „Neuer Gnadenpfennig, Gebetbuch für fromme Verehrer Mariens, mit Erlaubniß der geistlichen Obern:" — In einem der Klöster der barmherzigen Schwestern ist nämlich die Sitte angenommen, sich jedes Jahr am Feste der unbefleckten Empfängniß feierlich dem Dienste der allerheiligsten Jungfrau zu weihen, und hinter jedem Zehner des täglichen Rosenkranzes einen besondern Glaubensact an die unbefleckte Empfängniß zu beten.

Wegen dieser „eigenen Huldigung" hat Gott der Gemeinde einen besondern Beweis seines Wohlgefallen geben wollen, und in deren Schooß nachstehendes Ereigniß geschehen lassen, welches der Gnadenmedaille ihren Ursprung gegeben hat, und welches der Beichtvater der dabei betheiligten Schwester, ein frommer Priester, in folgender Art erzählt: (S. 1—5 des Gnadenpfennigs).

„Im Herbstmonat des Jahres 1830 sah eine junge Schwester im Noviziathause der barmherzigen Schwestern in Paris, während sie dem Gebete oblag, eine bildliche Erscheinung der heiligen Jungfrau in ganzer Gestalt, wie sie gewöhnlich unter dem Titel ihrer unbefleckten Empfängniß gezeichnet wird. Sie trug ein weißes Gewand mit silberblauem Mantel, um ihr Haupt schwebte ein lichtfarbiger Schleier; aus ihren beiden mit Diamanten reich besetzten Händen fuhren Strahlen gleich Lichtströmen von entzückendem Glanze, die auf den Erdball und besonders gegen einen Theil desselben reichlicher niederflossen. In demselben Augenblicke vernahm die Novize, die sel-

unter diesen sind es mehr als drei Millionen, deren Namen zu Paris in die Register eingeschrie-

---

biges schaute, eine Stimme, die zu ihr die Worte sprach: diese Strahlen sind ein Sinnbild der Gnaden, die Maria den Menschen erbittet, und dieser Punkt des Erdballs, auf welchen sie reichlicher niederströmen, ist Frankreich. Um das Bild zog sich im Halbkreise und mit goldenen Buchstaben die Umschrift: O, Maria, ohne Sünde empfangen, bitt' für uns, die wir zu dir unsere Zuflucht nehmen. Einige Augenblicke darauf kehrte sich das Bild, und auf dieser Rückseite bemerkte die Schwester den Buchstaben M., aus dessen Mitte sich das Kreuz emporhob, während unten die beiden heiligen Herzen Jesu und Mariä zu sehen waren. Nachdem sie alles dieses mit Aufmerksamkeit betrachtet hatte, sprach die Stimme weiter zu ihr: Nach diesem Muster lasse eine Medaille prägen. Wer dann immer dieselbe gesegnet auf sich trägt und die kurze Anrufung mit Andacht in seinem Herzen nachspricht, wird eines besondern Schutzes der Mutter Gottes gewürdigt werden.

Die Nonne theilte, wie der Gnadenpfennig weiter erzählt, dieses Gesicht ihrem Beichtiger mit. Der fromme Priester erklärte dies aber für ein Gebilde der Phantasie. Nach sechs bis sieben Monaten aber dieselbe Erscheinung, Mittheilung an den frommen Priester, aber derselbe Vorbescheid! Nach anderen sechs bis sieben Monaten dieselbe Erscheinung: Da sprach die schon „bekannte Stimme": der heiligen Jungfrau mißfalle es, daß man so lange gezögert, die Medaille prägen zu lassen."

Erst jetzt beschloß, nach dem Gnadenpfennig, der fromme Priester die Sache zu prüfen, und als er wenige Wochen nachher die Sache dem Bischof von Paris mittheilte, fand

ben sind, in welchen jeder einzelne Gläubige namentlich aufgezeichnet steht. Und weit, weit über

---

dieser keinen Grund, der die Verfertigung der besagten Medaille hindern könne, und der fromme Priester ließ die Medaille prägen, nachdem die „bekannte Stimme" der Novize noch einmal besonders eröffnet hatte, daß es auf der Rückseite der Medaille keiner Inschrift bedürfe, da die zwei Herzen und der Buchstabe M. mit dem Kreuzzeichen sinnvoll genug seien für jede christlich denkende Seele.

Nachdem also auf solche Weise den Wundermedaillen eine gehörige Ausbreitung verschafft worden war, dachte man daran, einen bestimmten Verein oder eine Gesellschaft zu bilden, die dann den oben angeführten Namen erhielt. — Hiermit hatte es nun die folgende Bewandtniß:

Am 17. August 1835, dem ersten Tage ihrer Geistessammlung wurde eine gottselige Ordensperson nach der heiligen Communion ganz außer sich gebracht. Sie sah den Herrn auf einem glänzenden Throne sitzend mit einem Schwerte in der Hand. Es fragte sie der Herr: was suchest du? wo willst du hin? Sie erwiederte: Dir ist es bekannt, o Jesu, zu Dir will ich und Dich suche ich! — Der Herr sagte, wo suchest Du mich? — Herr in meinem Herzen. Weiter fragte der Herr: In was oder worin suchest du mich? In mir suche ich Dich und in Deinem Willen! Suchst Du mich unmittelbar? Durch Maria, Deine Mutter, suche ich Dich. Dieser Dialog zwischen Jesus und der frommen Seele dient jedoch nur dazu, um die Jungfrau Maria einzuführen, denn das Gesicht verschwand und die geistliche Seele kam wieder zu sich, und als sie sehr ernstlich über die Worte des Herrn nachdachte und im Herzen sein Verschwinden mit dem Schwerte auf den Namen Maria hin erwog; siehe, da erschien vor ihr

den ganzen Erdball hinaus erstrecken sich die einzelnen Brüderschaften, eine jede einem Sauerteig gleichend,

---

die allerheiligste Jungfrau selbst, von Gold und himmlischen Glanzes. Sie hielt eine Medaille in der Hand, auf welcher ihr Bildniß geprägt war, mit dieser Umschrift: „O Maria, ohne Sünde empfangen, bitt' für uns, die wir unsere Zuflucht zu Dir nehmen." Nachdem sie der Seele dies gezeigt, kehrte sie die Medaille um, und jene erblickte auf der andern Seite den Buchstaben M., über welchem ein Kreuz und darunter die heiligsten Herzen Jesu und Maria zu sehen waren. Trage diese Medaille, sprach die göttliche Mutter, und Du wirst besondern Schutz erfahren von mir; sorge, daß Alle, so Dich um das Gebet ansprechen und besondere Anliegen haben, solche Medaillen tragen, schaffe selbe für sie an. Dann bereite Dich. Am Feste meines geliebten Dieners Bernard werde ich solches Dir anlegen, jetzt aber gebe ich Dir's in die Hand. Du hast es zwar wohl von meinem Einsiedeln erhalten, aber nicht geachtet, verloren, und nicht mehr darauf gedacht. Doch nicht ohne besondere Fügung, durch meine Fürbitte hast Du es zurückerhalten; ich sage es Dir, darum danke dem Herrn. Bei diesen Worten verschwand Maria und die begnadigte Seele hielt die Medaille in der Hand, schon mit einem Bande versehen und zum Umhängen bereit." (S. 20. 22.)

Zur näheren Verständniß erfahren wir denn nun auch weiter unten, daß die gottselige Ordensperson wirklich schon früher die betreffende Medaille von Einsiedeln erhalten, sie aber verlegt oder verloren habe, weil sie keinen Werth darauf gelegt, oder sie doch nur für ein gewöhnliches Zeichen gehalten. Nichtsdestoweniger wurde etwa ein Jahr darauf, 1836, der begnadigten Seele von einer

der unter den Völkern niedergelegt ward. Er wird darin gähren, und seine mächtige Wirkung wird den armen Blinden die Augen öffnen! — Und diese Zeit der Gährung ist gekommen. Der Herr wandelt auf Erden und hat seine Lenden gegürtet und das Schwerdt gezückt, und ruft seine Streiter zu den Waffen."

Der Eindruck, welchen diese Worte auf Alfred hervorgebracht hatten, war zu mächtig, als daß er einer bestimmten Antwort fähig gewesen wäre; Lacroix gewann dadurch Zeit, aus seiner Tasche eine kleine

---

„lieblichen Stimme" eröffnet, daß unter allen Personen, die diese Medaille trügen, eine Art von Vereinigung herrschen und sie sich durch ihr Gebet gegenseitig unterstützen müßten, und im December desselben Jahres hatte auch der Pfarrer Dufriche-Desgenettes von der Kirche unserer lieben Frauen zum Siege in Paris den gleichen Gedanken, der ihn während der Messe überkam und den er nicht wieder los werden konnte, so daß er auf der Stelle nach Hause eilte, um die zur Stiftung eines solchen Vereins nöthigen Satzungen zu entwerfen, der denn auch durch ihn in's Leben trat und noch bis zu diesem Augenblick in seiner vollen Kraft besteht. — Die Einschreibung in die Register und ein Gebet täglich: „Gegrüßt seiest Du Maria" (S. 39) reichen hin, um alle Vortheile der Erzbrüderschaft zu erreichen, die hauptsächlich in einem vollständigen Erlaß aller Sünden bestehen, der nach Belieben von jedem Mitglied entweder für sich selbst, oder für andere, im Fegefeuer befindliche Seelen verwendet werden kann.

ovale und geöhrte Medaille von Gold hervorzulangen, an welche ein dünnes, schwarzseidenes Band geknüpft war. Auf der einen Seite dieser Medaille war das Bild der heiligen Jungfrau Maria mit der Umschrift: ‚O Du unbefleckt empfangene Maria bitt' für uns, die wir Dich anrufen;' auf der andern Seite befand sich ein M. mit dem Kreuze und darunter zwei Herzen, das eine von einem Dolche durchbohrt. Er reichte dies Spielwerk seinem Zögling, der ihn verwundert und zögernd ansah.

„Nehmen Sie, nehmen Sie;" sagte er ungeduldig; „fürchten Sie etwa, daß das Zeichen der Heiligen auch seinen Einfluß auf Sie ausüben könnte? — Sie wären freilich nicht der Erste, an welchem diese Medaille ihre Kraft gezeigt hätte; aber es steht schlecht, glaube ich, mit ihrer gerühmten Stärke des Geistes, wenn Sie sich vor einem solchen leblosen Ding fürchten. — Da — nun Sie wollen nicht?"

Der spöttische Ton, in welchem Lacroix sprach, bestimmte Alfred, rasch nach der Medaille zu greifen.

„Es ist von keiner Bedeutung ein solches Zeichen, aber es erinnert uns, wenn auch nur auf eine ganz äußerliche Weise, häufiger an das Göttliche, als wir sonst wohl im Laufe der irdischen Geschäfte daran zu denken pflegen. Sie würden mir einen

Gefallen erweisen, wahrhaftig Alfred, wenn Sie das Band um Ihren Hals schlingen wollten, damit Sie die Medaille immer bei sich haben; es ist keine schwere Aufgabe für Sie, aber mir würde es eine große Beruhigung sein; in der That. — Wollen Sie es mir versprechen? — Ich bitte Sie darum."

Alfred bejahte mit einem flüchtigen Lächeln, das indessen nicht aus seinem Herzen zu kommen schien und schob die Medaille bei Seite. — Endlich sagte Lacroix:

„Sie haben nun also gehört, mein theurer Alfred, welche wichtigen Ereignisse die nächste Zukunft bringen wird. — Doch warum soll ich nicht offen und unumwunden zu Ihnen sprechen, denn Sie selbst sind so klug, es einzusehen, daß ich Ihnen eine so wichtige Angelegenheit nicht aus Schwatzhaftigkeit, oder um Sie zu unterhalten mitgetheilt haben würde, sondern daß ich noch einen anderen Zweck dabei im Auge hatte. Und so ist es. — Ich that es in der Absicht, Sie aufzuforden, sich dieser Bewegung, sich an uns anzuschließen. — Halt, unterbrechen Sie mich nicht, lassen Sie mich ausreden. — Bei dieser Gleichgültigkeit und Lauheit für die wahre Kirche, die ich bei Ihnen gefunden, steht es allerdings nicht zu erwarten, daß Sie um der Sache selbst willen einen

solchen Schritt thun. — Aber dehnt sich denn dieser Indifferentismus in Ihnen nach allen Richtungen hin aus? — Haben Sie nichts von jenem oft so gewaltigen Gefühl in sich, welches man Ehrgeiz nennt? Sind die schönen, hoffnungsvollen Jahre, in denen wir nur von Ruhm und Lorbeern, von Ehrenstellen und Auszeichnungen träumen, sind Sie bei Ihnen schon vorüber? — Und diese Dinge liegen Ihnen so nahe, daß Sie nur die Hand danach ausstrecken dürfen. Rechnen Sie Glanz und Ehre und einen Namen in der Geschichte für nichts! — Eine Zeit wie unsre braucht Männer!"

Alfred blickte den Sprecher ernst und durchdringend an.

„Sie wecken da böse Leidenschaften in meiner Brust," sagte er; „Leidenschaften, die schon Manchen und Andere mit ihm in's Verderben geführt haben."

„Sie machen mir einen ungerechten Vorwurf;" erwiederte Lacroix. „Freilich, der Einsatz ist hoch, wenn man um solchen Gewinn spielt. — Aber Ihnen fehlt nichts zu einem günstigen Erfolge, als der Entschluß. Die Natur hat ihren Körper herrlich ausgestattet; sie gab Ihnen ein thatkräftiges Herz, und was wollen Sie mehr?"

„Und der Zufall machte mich zu einem Elenden, der nicht einmal einen Namen hat;“ sprach Alfred bitter, indem seine Gedanken wieder unwillkürlich jene Richtung nahmen, welche ihn während des ganzen Tages beschäftigt hatte.

Er hatte bei diesen Worten sein Auge niedergeschlagen; als er es erhob, sah er, daß ihn sein ehemaliger Lehrer fest und scharf ansah, als wolle er ihm in die innersten Tiefen des Herzens hinabblicken. Dann sagte Lacroix, aber von Beiden Keiner wendete den Blick weg, während er sprach:

„Sie sollen einen Namen haben, Alfred, einen Namen von gutem Klange, und noch mehr als das, Geld, Vermögen, Sie sollen Herr sein über viele, viele Tausende.“

Eine dunkle Röthe überzog Alfred's Gesicht.

„Wie meinen Sie das?“ rief er.

„Sie sollen den Namen Ihres Vaters führen, Sie sollen Erbe sein seiner Reichthümer und der Ihrer Mutter, Sie sollen der reichste Mann sein in zwei Königreichen, aber unter der einen Bedingung.“

„Welche? — Was wollen Sie von mir?“ rief Alfred athemlos.

„Sie werden einer der Unsern. —“

Wie Lacroix diese Worte ausgesprochen, griff er nach seinem Hut, so daß Alfred keine Zeit hatte, etwas zu erwiedern, sondern ausrief:

„Wie, Sie wollen mich verlassen! — Sie wollen gehn, jetzt, in diesem Augenblick!"

„Ja," sagte Lacroix; „ich will keine unüberlegte Antwort von Ihnen. — Da auf dem Tisch habe ich meine Karte hingelegt, damit Sie mich finden können. — Ich erwarte Sie recht bald. — Adieu."

Um Gotteswillen bleiben Sie, Sie müssen mir Rede stehn!" rief der junge Mann und griff nach dem Arm des Forteilenden.

„Ich werde über diese Angelegenheit kein Wort weiter verlieren;" sagte Lacroix fest. — „Morgen, wenn Sie mit sich einig sind, wenn Sie gewählt haben, wollen wir weiter darüber sprechen."

Er schob bei diesen Worten den jungen Mann zurück und entfernte sich eilig.

(Ende des ersten Theils.)

Gedruckt bei C. A. W. Schmidt.